MUSEUM HELVETICUM
Vol. 4 1947 Fasc. 3

Zu den neuen Alkaiosbruchstücken (P. Ox. 18, 2165)

Von *Kurt Latte*

Die schönen Gedichte, die der neue Oxyrrhynchosband gebracht hat, sind bereits wiederholt besprochen worden[1]. Hier sollen nur ein paar Stellen behandelt werden, meist aus grammatischen Gründen.

ἔγ[ω δ' ἄ]πυ τούτων ἀπελήλαμαι
φε[ύγ]ων ἐσχατίαισ'[2]. *ὡς δ' Ὄνυμακλέης*
ἔν]θα[δ'] οἷος ἐοίκησα λυκαιμίαις
λ[ίπων τ]ὸν πόλεμον· στάσιν γὰρ
πρὸς κρ[. . . .]ας οὐκ ἄμεινον ὀννέλην.

Ergänzungen von Lobel, 10/11 beispielshalber von mir eingesetzt (*λ[είπων]* Gallavotti); eine Wiederholung von *φεύγων* in 11 (Diehl) ist Alkaios nicht zuzutrauen. Wenn das *Λ*, das Lobel gelesen hat, nicht sicher ist, wären *τρέων, πτάζων* oder ein ähnliches Wort auch möglich. *κρ[όντορ]ας* in 12 (Diehl) unterliegt erheblichen Bedenken; was Diehl zur Stütze des Wortes zusammenstellt, ist sprachgeschichtlich sehr verschiedenen Ursprungs. Das wirklich Vergleichbare – immer noch am vollständigsten bei O. Hoffmann, Griech. Dial. II 356f. zu finden[3] – zeigt, daß der Wandel von *ρα* + Konsonant zu *ρο* nur eintrat, wenn die Silbe urgriechisch unbetont war, d. h. gemeingriechisches *αρ* auf silbisches r̥ zurückging. Bei *κράντωρ* ist das durch den Vokalismus der Endsilbe ausgeschlossen. Die nächstliegende Ergänzung bleibt *κρ[έσον]ας* mit einfachem statt Doppelsigma, vgl. für die Schreibung S. 143.

Der Schluß von v. 12 bietet Schwierigkeiten. Deubner (S. 1) hat mit Recht gegen Gallavotti und Diehl betont, daß ionische Messung des Schlusses durch den äolischen Charakter der Strophe ausgeschlossen ist. Damit wird der Ersatz des Gliedes *edite regibus* durch einen steigenden Dreiheber *υ-υ-υ-* nicht unbedenklich. Am Eingang des Verses findet er sich in frg. 48, 10 Lob. (43 D.[2]) *χαλάσσομεν δὲ τᾶς*, aber bei den bekannten Freiheiten des Verseinganges in äolischer Poesie (und in choriambischen Gliedern überhaupt) ist das keine schlüssige Analogie. Dazu tritt ein sprachlicher Anstoß. Diehl bemerkt: *οὐκ ἄμεινον* c. inf. iam apud

[1] C. Gallavotti, Ægyptus 22, 1942, 107ff. L. Deubner, Sber. Ak. Berl. 1943, 7. E. Diehl, Rh. Mus. 92, 1943, 1ff. Ausländische Literatur, auch der Band der P. Ox. mit dem Faksimile, ist mir nicht zur Hand.

[2] Diehls Vorschlag *ἐσχατίαις* als Akkusativ des Zieles zu fassen ist verlockend, weil er die Elision in der Zäsur vor schwerer Interpunktion vermeidet. Aber er ist mit dem Präsens *φεύγων* unvereinbar. Es müßte ja heißen «hinfliehend zur Grenze», während *ἀπελήλαμαι* und *ἐοίκησα* gleichermaßen ein «als Verbannter an der Grenze lebend» verlangen.

[3] Bechtel, Gr. Dial. I 25 gibt einige Nachträge aus den Papyri, ist aber im übrigen unvollständig wie meist.

Homerum idem valet ac *dedecet*. Er meint wohl *X* 52 *οὔ μήν οἱ τό γε κάλλιον οὐδέ γ' ἄμεινον*. Ob der Sinn der Homerstelle mit *dedecet* getroffen ist, kann hier auf sich beruhen bleiben. Bei Alkaios ergibt diese Übersetzung keinen möglichen Sinn. Der negierte Komparativ ermangelt im Zusammenhang der Beziehung; man erwartet nach der Weise der archaischen Lyrik eine allgemeingültige Gnome, nicht, daß es *nicht* besser ist, etwas zu tun, sondern daß es besser ist, etwas *nicht* zu tun. Dürfte man bei Alkaios schon mit der im attischen Drama öfter vorkommenden Verschiebung der Negation rechnen, also *οὐ* nicht zu *ἄμεινον* sondern zu *ὀννέλην* ziehn, wie etwa Eur. Cycl. 537 *ἠλίθιος, ὅστις μὴ πιὼν κῶμον φιλεῖ*, so wäre die Schwierigkeit behoben. «Besser den Kampf mit der Übermacht nicht aufzunehmen» gibt den erforderlichen Sinn. Das Zusammentreffen einer metrischen und einer sprachlichen Singularität erschwert diese Annahme natürlich. Wem deshalb der Ausweg unmöglich scheint, der wird eine Änderung erwägen müssen. Paläographisch näher als Lobels *κέρδιον* läge *ἄρκιον* (vgl. Il. *B* 393) oder *ἄρμενον* aus Theokrits äolischem Gedicht (29, 9)[4].

Wichtiger für das Verständnis des Ganzen ist die Deutung von *λυκαιμίαις*, wo die Diskussion die einfache Erklärung zu verschütten droht. Lobel hat richtig erkannt, daß die antike Glosse zu unserer Stelle bei Hesych, *λυκαιχμίας · λυκόβρωτος*, erhalten ist, wo er evident *λυκαιμίας* verbessert hat[5]. Die Differenz der Endung entspricht dem Gebrauch antiker Grammatik, Endungen von Dialektworten zu normalisieren[6]. Wenn Diehl den Einfall *λυκαικλίας* (der nicht von den Herausgebern des Liddel-Scott stammt, wie er angibt, sondern von Guyetus) wieder hervorholt, so erledigt sich das dadurch, daß wir heute gelernt haben auf die Bedeutungsnuance von *αἶκλον* schärfer zu achten, als der gelehrte und geistreiche, aber unkritische Franzose, und daß ein Wolf normalerweise nicht «speist» sondern frißt[7]. Auch der Gedanke von Specht (bei Diehl), den zweiten Teil mit *αἱμ-ωδιᾶν* zu verbinden, hält der Prüfung nicht stand. Einmal ist *λυκαιμίας* sicher eine Neubildung auf griechischem Boden, und es ist immer mißlich, für eine solche auf ein Wort zu greifen, das in der lebendigen Sprache nur noch als Kompositum erhalten war, noch dazu in einer Bedeutung, die von der hier erforderten recht weit abliegt. Schmerz ist für uns ein einheitlicher Begriff, aber eine jugendliche Sprache pflegt gerade auf diesen Gebieten stark zu differenzieren, und von Zahnschmerzen zu

[4] Daß hinter der abschließenden Sentenz Gedichtschluß ist, hat Manfred Hausmann gesehen.

[5] Leider hat er seine Erkenntnis damit belastet, daß er *λυκόβροτος* wie in der Hds. steht, zu halten suchte. Bei der verwahrlosten Orthographie des Marcianus ist die Frage, ob *o* oder *ω*, völlig bedeutungslos. Ein dichterisches Wort wie *βροτός* in einer Erklärung verstößt gegen den Sprachgebrauch. Wer für die Schreibung eine Parallele wünscht, sei auf *οἰωνοβρότους · ὑπὸ ὄρνεων βρωθέντας* verwiesen, wo die Besserung des Musurus *-βρώτους* sowohl durch die Kyrillhandschriften wie durch den Text, zu dem die Gl. gehört (2. Macc. 9, 15) gesichert wird.

[6] Überdies legt das Material für die Erscheinung, das Lobel *Σαπφοῦς μέλη* XXIII zusammenstellt, die Vermutung nahe, daß die antiken Handschriften zwischen *-αις* und *-ας* in dieser Endung schwankten.

[7] Das bekannte *οἰωνοῖσι δαῖτα* steht anders, aber Aristarchs Anstoß kann zeigen, wie das Sprachgefühl eines Griechen in solchen Fällen reagierte.

den Qualen eines todwunden Tieres ist ein weiter Weg. Ferner kommt es auf den sinnlich konkreten Eindruck, auf Wunden und Blut, nicht auf das Gefühl des vom Wolf angerissenen Tieres an, und daß die Erklärung der antiken Grammatik *λυκόβρωτος* dabei mißachtet wird, ist ein weiterer Einwand. *λυκαιμίας* ist ein *θηρίον ὑπὸ λύκου αἱμαχθέν, cui lupus sanguinem misit*, gebildet nach dem Vorbild der zahlreichen Tiernamen, die eine äußere Besonderheit an einem Tier hervorheben, wie *ἀστερίας*, *νεβρίας*, *ξιφίας* (Chantraine, Form. des mots 94, die Belege vollständiger bei Lobeck, Proll. 490ff.). Damit ist die Bedeutung gesichert; der Aberglaube, der an die *λυκόβρωτα πρόβατα* anknüpft (Plut. quaest. conv. II 9 p. 642 b; Geopon. 15, 1, 5; Aristot. h. an. 8 p. 596 b 7 usw.), ist ebenso fernzuhalten wie der vom Wolfsblut (hymn. in dact. Idae. IG XII 9, 259, 47; Powell, Coll. Alex. 171). Alkaios vergleicht sich mit einem wunden Tier, das sich in das dichte Unterholz verkriecht. Dieses schöne und anschauliche Bild darf man nicht zerstören, indem man am Anfang des Verses mit Diehl *(ὄ̣[χ]θα[ν])* eine Beziehung zu dem Heiligtum hineinbringt, in dem er Asyl gefunden hat. Mein Vorschlag *ἐνθάδε* trifft wohl den Sinn, gerade weil er farblos ist.

Am Eingang des Gedichtes hat Lobel *καρ[υζο]μένας* ergänzt, was allgemeine Aufnahme gefunden hat. Er beruft sich auf *πτάζω* gegenüber *πτήσσω* (Alcae. fr. 27 Bgk. = Sapph. inc. auct. 7 Lob.) und *ἐπιπλάζω* (Sappho fr. 17 Bgk. = I 9 app. L.) neben *πλήσσω*, Diehl fügt *δ[ό]αζε* (Sapph. I fr. 1 L. = 23 D.[2]) hinzu, was unsicher ist. Die daraus von den Byzantinern entwickelte Regel *τὰ ... δύο σσ εἰς ζ̄ τρέπουσιν Αἰολεῖς* (EM 335, 38) ist falsch, wie ein Blick auf die bei Bechtel, Gr. Dial. I 33, zusammengestellten Tatsachen lehrt; auch mit der vorsichtigeren Angabe Herodians (*π. διχρ.* 292, 17; dict. cf. sol. 23, 1) *τὰ διὰ τοῦ ᾱ̅ζ̅ω̄ δισύλλαβα συστέλλει τὸ ᾱ, ὑπεσταλμένων τῶν Αἰολέων* ist nichts anzufangen; höchstens mag man daraus schließen, daß Herodian in seiner Handschrift ein Längezeichen über dem *ᾱ* fand, in der uns nun aus den Papyri bekannten Weise; über die Gewähr der Angabe ist damit noch nichts gesagt. Die Beispiele sind überall die gleichen. Es handelt sich bei dem Wechsel zwischen Tenuis und Media im Wurzelauslaut nicht um eine griechische oder gar speziell äolische Erscheinung, sondern um eine bereits indogermanische, deren genauere Bedingungen noch nicht aufgehellt sind (Wackernagel, Altind. Gramm. I 116f.). Er kann nicht in Betracht kommen, wo es sich um die Gestalt handelt, in der ein gemeingriechisch auf *κ* auslautendes Wort im Lesbischen erscheint. Daß die Lesbier *καρύσσω* sagten, zeigt überdies *ὀγκαρυσσέτω* (Or. Gr. 4 a 27; DGE 634), sowie das von L. Robert (BCH 1935, 471) nachgewiesene *κάρυσσα* (IG XII s. 62; IG XII 2, 255, 3; cf. IG XII s. a. O.), das um so beweisender ist, als das Wort im Gemeingriechischen fehlt. Die Raumfrage, die Lobel zu seiner Ergänzung veranlaßt hat, stellt kein Hindernis dar; da die Griechen *σ* zu allen Zeiten stimmlos gesprochen haben, fiel die Dehnung des Sibilanten in der Aussprache nicht ins Ohr; es ist also gleichgültig, ob der Schreiber ein oder zwei *σ* gesetzt hat. Auch IG XII s. 62 steht *κάρυσα*, in unserem Papyrus *Ζόννυσσον*[8].

In dem ersten Gedicht nennt Alkaios die Götter, die in dem Heiligtum (*τέμενος*, wenn Diehl von einem templum spricht, so bietet der Text dazu keinen Anlaß), das ihm Asyl bot, Altäre hatten:

ἐν δὲ βώμοις | ἀθανάτων μακάρων ἔθηκαν
κἀπωνύμασσαν Ἀντίαον Δία,
σὲ δ' Αἰολήμαν [κ]υδάλιμον θεόν,
πάντων γενέθλαν, τὸν δὲ τέρτον
τόνδε Κεμήλιον ὠνύμασσ[αν]
Ζόννυσσον ὠμήσταν.

Sie waren bereits aus Sappho fr. I 6 L. 28 D. bekannt, die die Kultlegende des Heiligtums erzählt: *πρὶν σὲ (Ἦραν) καὶ Δί' ἀντ[όμενοι Ἀκάλεσσαν] καὶ Θυώνας ἰμε[ρόεντα παῖδα.]* Die Ergänzungen hat Wilamowitz (Neue Jahrbb. kl. Philol. 1914, 228 = Kl. Schr. I 388) beispielshalber gegeben. Deubner hat mit Recht hervorgehoben (S. 7), daß Sappho im Gegensatz zu Alkaios die kultischen Epitheta mit Absicht meidet; wenn ich trotzdem Lobels Vorschlag *Δι' Ἀντ[ίαον]* aufnehmen möchte[9], so geschieht das, weil der Klangkörper des einsilbigen elidierten *Δι'* neben der vollen Umschreibung für Dionysos und neben Hera, der das ganze Gedicht gilt, etwas mager wirkt und eine Gewichtsverstärkung willkommen ist. Aus Sapphos Worten ergibt sich, daß die Lesbier Zeus *Αντίαος* als den verstanden, der *ἀντίους ἀνέμους πέμπει*, und ich sehe keinen Grund, diese Auffassung zugunsten einer Ableitung von *ἄντομαι* aufzugeben. *Ζεὺς Ἀντίαος* ist Gegensatz zu *Ζεὺς Οὔριος* wie *Ζεὺς Αὐαντήρ* (IG II² 2606) zu *Ζεὺς Ὄμβριος*. Den Beinamen des Dionysos *Κεμήλιος* hat Deubner zu *κεμάς* gestellt, was angesichts des Suffixes, das fast nur Zugehörigkeitsadjektiva zu Abstrakta, wie *ἀπατήλιος, γαμήλιος, κειμήλιος* bildet[10], nicht sicher ist. Selbst wenn Dionysos je unter der Gestalt eines Hirschkalbes gedacht worden ist, was nicht erwiesen ist[11], sollte man ein Wort erwarten, das ihn als solches nennt, nicht eines, das ihn als «den zum Hirschkalb gehörigen» bezeichnet. Man wird thrakische Herkunft des Wortes sehr erwägen müssen, wie sie Bechtel (K.Z. 45, 1913, 58) für den anklingenden Eigennamen

[8] Das Gleiche gilt für *ν*; Diehl gibt Z. 5 *κἀπωννύμασσαν* unter Verweis auf *ὀννώρινε* fr. 45, 8 (50 L.), wo er einiges andere zusammenstellt. Soweit die Geminata nicht lautgesetzlich begründet ist, handelt es sich überall um metrische Dehnung, die allenfalls in *ὄνομα* vorliegen könnte, aber nie nach einem bereits naturlangen Vokal, wie in *ὠνύμασσαν*. Übrigens schwankten die antiken Handschriften in diesem Fall zwischen Dehnung des Konsonanten, d. h. Gemination, und des Vokals, wie *Πωλυανακτίδαν* zeigt; schwerlich sind die Dichter selbst konsequent gewesen. Vgl. Schwyzer, Gr. Gramm. I 103f. und die dort genannte Literatur.

[9] Er erzwingt allerdings die Ergänzung *κίκλησκον*, da Fehlen des Augments wohl nur im Iterativ zulässig ist.

[10] Die anderen Worte auf *-ηλιος* (Kretschmer-Locker Wb. 401) gehören nicht hierher. Bei der ganz unzulänglichen Ordnung des Buches tut man gut, die Seitenzahlen zu zitieren; eine andere Reihe von Wörtern auf *-ιος* beginnt S. 333.

[11] Nilsson, Gesch. d. griech. Rel. I 538 führt nur das Epitheton *Ἐρίφιος* an; der späte ABC-Hymnus AP IX 521, 14, auf den Deubner verweist, bleibt besser beiseite; neben *νεβριοδόπεπλον* wird der Verfasser auch *νεβρώδεα* von dem Fell verstanden haben, das der Gott trägt.

Καμόλης angenommen hat[12]. Hera heißt *παντογένεθλος* auch in dem orphischen Hymnos 16, 4 (die Ausgabe von Quandt ist mir nicht zugänglich), aber dort ist sie stoisch als *ἀήρ* aufgefaßt; wie gut das Epitheton dazu paßt, zeigt z. B. der afrikanische Hymnus CLE 254; Engström, Carm. Lat. ep. 94. Deshalb möchte ich nicht schließen, daß die Stelle des Alkaios dem Verfasser vorschwebte. Es muß aber für die Erdgöttin vielfach verbreitet gewesen sein, denn Apul. met. XI 2 setzt es mit *Ceres alma frugum parens originalis* in seinen Stil um. Wichtiger ist das Epitheton *Αἰολήια*. Lobel hat darauf hingewiesen, daß es wegen des einsilbigen *ηι* nicht von *Αἰολεῖς* sondern von *Αἴολος* abgeleitet sein muß. Daraus ergibt sich, daß die Äoler bereits damals Aiolos als ihren Eponym ansahen. Daß die Dreiteilung der griechischen Stämme in Äoler, Ionier und Dorer in Kleinasien entstanden ist, wo sie allein paßt, wird immer deutlicher. Das Beiwort beleuchtet überraschend eine Anzahl lesbischer Inschriften, auf denen die beiden Agrippinen als *θεὰ Αἰολὶς καρπ φόρος* geehrt werden (IG XII 2, 208. 210–13. 258; IG XII s. 134). Es zeigt sich, daß hier nach der Weise der Kaiserzeit ein alter Kultbeiname hervorgeholt ist[13]. *Καρποφόρος* weist zunächst auf Demeter wie in der angeführten Apuleiusstelle. IG XII s. 691 erscheinen *θεοὶ Καρποφόροι* neben ihr. Im 1. Jh. n. Chr. hat man also Demeter selbst oder eine Gottheit aus ihrem Kreise als «Äolerin» bezeichnet. Es ist ebenso möglich, daß die Spätzeit ein altes Beiwort verallgemeinerte, wie daß mehr als eine Gottheit von vornherein als die äolische bezeichnet wurde. Für die darin liegende naive Aneignung – uns aus dem Alten Testament geläufig – bietet die Weiterbildung, mit der die Athener ihre Göttin *Ἀθηναία* nannten, eine Parallele, aber auch Tyrtaios, der in einem schweren Kriege die Spartaner damit tröstet, daß Zeus noch kein Sklave ist (Tyrt. fr. 11, 2 Bgk., gewürdigt von v. Wilamowitz, Textgesch. d. Lyr. 112). Die Verbreitung dieser Denkweise in den Jh. 7/6 lehrt die Gedankenarbeit schätzen, mit der die Griechen sich die Vorstellung von einer universalen Gottheit erarbeitet haben. In der Zeit des Alkaios hat man Hera als Stammesgöttin bezeichnet. Die übrigen Epitheta lehren, daß sie damals bei den Lesbiern die große Erdgöttin gewesen ist, was ihre Stellung im Epos erklärt.

Sie heißt *κυδάλιμος θέος*. Ein weiterer Beleg für *ἁ θεός*, das den Ioniern und Attikern geläufig ist, steht bei Sappho 71 A 3 D.[2] *ἴσαν θέοισιν* (ich danke den Nachweis der Freundlichkeit von B. Snell); V 5, 4 L. (28 D.[2]) hat Maas das *θέας ἰκέλαν* des Papyrus richtig in *θέαισ' ἰκέλαν* verbessert. Ibid. 21 könnte *θέαισι μόρφαν ἐπ-ήι[ρατον]* in der Vergleichung von homerischer Sprache beeinflußt sein. Die übrigen äolischen Dialekte kennen in alter Zeit nur *ἁ θεός*[14], auch die Kyprier, die man als

[12] Dazu stellt sich der lesbische Tyrann Kammys, wozu Wilamowitz, Timotheos 65, 3 das barbarische *Καίμμης* IG XII 2, 225 vergleicht; auch *Κ[ά]μης* IG XII 2, 532 dürfte dazu gehören. Dagegen ist das arkadische *Καμώ* davon mit Bechtel und Wilamowitz zu trennen; es ist Kurzform zu *Καμναγόρας*.

[13] P. Riewald, De imperatorum Romanorum cum certis dis et comparatione et aequatione, Diss. phil. Hal. XX ist mir unzugänglich.

[14] Von den kaiserzeitlichen Inschriften sehe ich ab, da sie für den alten Sprachgebrauch nichts beweisen.

Zeugen für *θεά* anzuführen pflegt (DGE 679, 1. 682, 1. SEG VI 820), von den Inschriften abgesehen, die bisher nur durch die Lesungen von R. Meister bekannt sind (DGE 682, 5–7). Damit gerät die alte Lehre ins Schwanken, daß *ἡ θεά* bei Homer ein Äolismus ist, obwohl natürlich die Möglichkeit besteht, daß ein älteres, durch die Kultsprache lebendig erhaltenes *ἁ θεός* neben der jüngeren, mutierten Form stand. Hoffentlich bringen künftige Funde Material zur Entscheidung.

Am Schluß des Gedichts läßt sich wenigstens der Gedanke wiedergewinnen:

25 *οὐ καν νόμον [ ]ον[*
γλαύκας ἀ[
γεγραμ[
Μύρσιλ[

Im Anfang von 26 erkennt man unschwer *γλαύκας ἄ[λος*. Wer statt dessen *γλαυκᾶς = γλαυκώπιδος* setzt (Gallavotti, Diehl), vergißt, daß die Verkürzung im Kultepitheton erst seit dem Ende des 5. Jh. belegt ist, auch abgesehen davon, daß für den Zusammenhang damit nichts gewonnen wird. Wie das Meer mit dem Schreiben im folgenden Verse zu verbinden ist, lehrt Soph. fr. 742 N.² *ὅρκον δ' ἐγὼ γυναικὸς εἰς ὕδωρ γράφω*, Cat. 70, 3 *mulier cupido quid dicat amanti, in vento et rapida scribere oportet aqua*. Das ergibt etwa:

οὐ καν νόμον [τ]ὸν [ἄμμιν ἔδωκε, νῦν]
γλαύκας ἄ[λος πλάκεσσιν ὀίεται]
γεγράμ[μενον φθέρρην τὸν ὅρκον]
Μύρσιλ[ον ἀμφαγαγάπαις ἔταιρον].

Rückschau und Ausblick im Arbeitsbereich der lateinischen Philologie

Von *Harald Fuchs*

Als Richard Heinze im Jahre 1906 seinen Lehrstuhl für klassische Philologie an der Leipziger Universität übernahm, den er mehr als zwei Jahrzehnte lang als einer der erfolgreichsten deutschen Latinisten innehaben sollte, hat er sich in seinem neuen Wirkungskreise mit einer Antrittsrede eingeführt, in der er die 'gegenwärtigen Aufgaben der römischen Literaturgeschichte' zu kennzeichnen ver-

---

* Vortrag, gehalten am 14. Oktober 1946 zu Lausanne im Fortbildungskurs des Vereins Schweizerischer Gymnasiallehrer. – Der Vortrag, für den zwei aufeinanderfolgende Stunden zur Verfügung standen, wird hier auf Grund eines Beschlusses der Zuhörerschaft abgedruckt. Dem Verfasser ist daran gelegen, seinen Hörern an dieser Stelle für ihr Wohlwollen zu danken. Daß er bei seinem Versuche, der ihm gestellten Aufgabe eines 'Forschungsberichtes' gerecht zu werden, vorwiegend von den Dingen gesprochen hat, die ihn selbst bisher am meisten beschäftigt haben, ist eine Beschränkung, deren er sich bewußt ist, die er sich aber im Hinblick auf den Zweck und auf die Dauer des Vortrages gestatten zu dürfen glaubte. Ein Bild der gesamten Forschungsarbeit zu bieten, die in den Jahren zwischen 1923 und 1943 geleistet wurde, ist das Bestreben der in dem *Mémorial des Études latines, publié à l'occasion du vingtième anniversaire de la Société et de la Revue des Études latines, offert à J. Marouzeau* (Paris, 1943) vereinigten Berichte (vgl. u. S. 196), die ihren französischen Standort ebensowenig verleugnen wie unser Vortrag den seinigen. Die Fülle der Einzelarbeiten läßt wohl am besten die unschätzbare *Année philologique* überblicken, deren zuletzt erschienene Bände 15 (1943) und 16 (1946) bereits das Schrifttum der Kriegsjahre 1940/44 enthalten. Die Literaturangaben der folgenden Anmerkungen, die nach Möglichkeit sowohl der Schule wie der Wissenschaft einen Dienst zu leisten suchen, nennen in der Regel nur das Wichtigste, gelegentlich jedoch auch anderes, dessen Erwähnung aus irgendeinem Grunde zweckmäßig zu sein schien. Auf die Literaturangaben in den unten Anm. 126. 127. 128 genannten Werken sei hier ein- für allemal verwiesen. – [Zusatz: Willkommene Übersichten über die während des Krieges in Belgien, Frankreich, Großbritannien, Holland, Kanada, Rumänien, Schweden, der Schweiz und den Vereinigten Staaten geleistete philologische Arbeit bringen die Hefte 1–4 der 'nouvelle série' des Bulletin de l'Association G. Budé, Paris 1946/47.]

Abkürzungen: Abh. ... Ak. = *Abhandlungen der ... Akademie, Philol.-Histor. Klasse.* – AJPh = *American Journal of Philology.* – Ant. = *Die Antike.* – AntClass. = *L'Antiquité classique.* – AS = *Die alten Sprachen.* – BursJber. = *(Bursians) Jahresbericht über die Fortschritte der klass. Altertumswissenschaft.* – ClassMed. = *Classica et Mediaevalia.* – CPh = *Classical Philology.* – DLZ = *Deutsche Literatur-Zeitung.* – GGA = *Göttingische Gelehrte Anzeigen.* – Gnom. = *Gnomon.* – Gy = *Das Gymnasium* (bis 1936: *Das humanistische Gymnasium*). – Jbb = *Jahrbücher.* – JRS = *Journal of Roman Studies.* – MusHelv. = *Museum Helveticum.* – NBA = *Das neue Bild der Antike hgb. von Helmut Berve, Leipzig, Koehler und Amelang, 1942, Band 2: Rom.* – NGG = *Nachrichten der Göttinger Gesellschaft (bzw. Akademie) der Wissenschaften.* – NJbb = *Neue Jahrbücher* (bis 1924: *NJbb für das klass. Altertum* usw.; 1925–1936: *NJbb für Wissenschaft und Jugendbildung*; 1937: *NJbb für deutsche Wissenschaft*; 1938–1942: *NJbb für Antike und deutsche Bildung*; danach vereint mit den *Alten Sprachen* zur Zeitschrift *Antike, alte Sprachen und deutsche Bildung* [bis 1944]). – NWzA = *Neue Wege zur Antike, Leipzig, Teubner.* – Philol. = *Philologus.* – PhW = *Philologische Wochenschrift.* – RE = *Realencyclopädie der class. Altertumswissenschaft.* – REA = *Revue des Études anciennes.* – REG = *Revue des Études grecques.* – REL = *Revue des Études latines.* – RhM = *Rheinisches Museum.* – SB ... Ak. = *Sitzungsberichte der ... Akademie, Philol.-Histor. Klasse.* – SymbOsl. = *Symbolae Osloenses.* – StIt. = *Studi italiani di filologia classica.* – TAPhA = *Transactions and Proceedings of the American Philological Association.* – TübBeitr. = *Tübinger Beiträge zur Altertumswissenschaft, Stuttgart, Kohlhammer.* – WSt. = *Wiener Studien.* – WürzbStud. = *Würzburger Studien zur Altertumswissenschaft, Stuttgart, Kohlhammer.* – ZRG = *Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Romanist. Abteilung.* – Zs = *Zeitschrift.* – * = non vidi.

suchte[1]. Ausgehend von der Feststellung, daß die klassische Philologie bei allem Scharfsinn, der in ihr tätig war, bisher doch kaum mehr geleistet habe als die Stücke, die aus dem antiken Schrifttum auf uns gekommen sind, zu sammeln, zu ordnen, zu reinigen und nach dem Sinne ihrer einzelnen Worte zu verstehen, nannte er eine Anzahl von grundsätzlich wichtigen Erkenntnissen, die in Zukunft, wenn höhere Ansprüche befriedigt werden sollten, dem bereitliegenden Stoffe abgewonnen werden müßten. Der erste Fragenkreis, den er behandelte, umfaßt die Erscheinungen des Stils. Wie er diese gedeutet wissen wollte, zeigt der eine Satz, daß jede Rede «einen bestimmten Seelenzustand» widerspiegelt, «der durch die Situation, in der der Redner spricht, durch den Zweck, den er verfolgt, durch die in des Redners Persönlichkeit liegenden Dispositionen erzeugt ist». Nicht also sollte die Forschung sich darauf beschränken, die Redefiguren um ihrer selbst willen aufzusuchen und zu benennen, die Perioden um der Klarheit willen aufzuteilen und die Rhythmen nur skandierend zu erfassen, sondern die Anwendung eines jeden dieser Kunstmittel sollte aus den Absichten dessen, der sich ihrer bediente, oder richtiger, um das entscheidende Wort zu wiederholen, aus dem «Seelenzustande» des Schriftstellers begriffen werden. Damit war in aller Schlichtheit eine weitreichende Forderung gestellt worden: der Blick des Betrachtenden sollte nicht mehr, wie es bisher zumeist geschehen war, an den äußeren Erscheinungen haften bleiben, sondern er sollte durch diese hindurch zu den Kräften vordringen, deren Ausdrucksformen jene waren, und das Verständnis des in seiner festen Form sich darbietenden Schriftwerkes durfte erst dann erreicht scheinen, wenn das Ganze wie jeder einzelne Teil gewissermaßen aus dem Geiste des Schriftstellers heraus in lebendiger Bewegung hatte nachgestaltet werden können. Ebenso aber wie es dabei galt, der Stilkunst oder – lateinisch gesprochen – der *elocutio* sich bewußt zu werden, sollte es auch die Aufgabe sein, die Kunstmittel der Gedankenführung, die der Schriftsteller handhabte, in den verschiedenen Texten aufzufinden, sie auf die Lehrgebäude, denen sie entstammten, zurückzuführen und umgekehrt wiederum die Auswahl, die der Schriftsteller seinen besonderen Absichten entsprechend vollzogen hatte, sichtbar werden zu lassen. Demgemäß behandelte Heinze im zweiten Teile seines Vortrags das, was er selbst die «literarische Technik» nannte, und er veranschaulichte, was er meinte, vor allem an dem verhältnismäßig einfachen Beispiele der antiken Komödie, deren Dichter über eine ganze Reihe von Möglichkeiten verfügten, um den von ihnen geplanten Handlungsablauf im einzelnen zu begründen; auf anderes, wie etwa die nur kurz erwähnte hellenistische Geschichtsschreibung, konnte Heinze, zum Teil auch deswegen weil alle Vorarbeiten fehlten, nicht näher eingehen[2]; die Kenntnis seines eigenen,

[1] R. Heinze, *Die gegenwärtigen Aufgaben der römischen Literaturgeschichte.* Leipziger Antrittsvorlesung vom 24. Oktober 1906: NJbb 19, 1907, 161ff. (in die Auswahl der Kleinen Schriften [s. u. Anm. 26] nicht aufgenommen).

[2] Auf Heinzes Anregung hin hat später P. Scheller seine Dissertation *De hellenistica historiae conscribendae arte* (Diss. Leipzig 1911) verfaßt; s. jetzt bes. F. Wehrli, *Die Geschichtsschreibung im Lichte der antiken Theorie*, in: Eumusia, Festgabe für Ernst Howald, Erlenbach-Zürich 1947, 54ff.

wenige Jahre zuvor erschienenen Buches über 'Virgils epische Technik' durfte er bei den Sachkundigen unter seinen Zuhörern stillschweigend voraussetzen. An letzter Stelle endlich hat er, wie es sich ziemte, von dem Wichtigsten gesprochen, von dem inneren Gehalt der Schriftwerke. Gleich dem Stile und der Technik und in höherem Maße noch als jene wird auch der Gehalt eines Werkes die Eigenart seines Urhebers offenbaren, und auf diesen selbst, auf den Menschen, der das Werk geschaffen hat, auf seine Weltanschauung und geistige Persönlichkeit, auf sein Wollen, Denken und Empfinden ist nach Heinzes Worten im letzten Grunde alle literarhistorische Arbeit gerichtet. Zu dem Menschen aber gehört seine Umgebung, gehört das öffentliche Leben, in dem er wirkt und sich behaupten muß, und gehört die gesamte geistige Hinterlassenschaft der Vorfahren, von der sich gerade der Schriftsteller mehr als jeder andere abhängig weiß. So wird sich der Forscher über die Würdigung der Schriftwerke und ihrer Urheber hinaus das Ziel setzen müssen, auch die allgemeinen Kräfte, die eine Zeit gestalten, zu erfassen und die Voraussetzungen ihres Wirkens zu begreifen. Es wird die Pflicht sein, von dem schaffenden Schriftsteller den Blick auch zu dem aufnehmenden Hörer- und Leserkreise hinüberzulenken[3] und die Antwort der Vielen auf die Aussagen des Einen sowie die Bedingungen des Zeitgeschmackes, der über das Leben der alten und der neuen Werke entscheidet[4], sich nach Möglichkeit zu vergegenwärtigen. Und da es sich darum handelt, Hervorbringungen gerade des römischen Geistes zu erklären, wird es ein besonders wichtiges Anliegen sein müssen, das Wesen des Staates und der Gesellschaft, die den einzelnen umschließt, deutlich herauszuheben und hier wiederum die beherrschenden Anschauungen der gültigen politischen Moral zu klären. Wenn es aber scheinen mag, daß der Philologie, die sich eine Zeitlang in der Würde eines ehrbaren Handwerkes beruhigt fühlen durfte, nun die umfassenden Aufgaben der Geschichtswissenschaft zugewiesen wurden, so ist jedenfalls Heinze selbst zu einem solchen Niederreißen aller Schranken nicht bereit gewesen. Die Forderungen, die er stellte, bezeichnete er ausdrücklich als die der römischen Literaturgeschichte. Daß diese reicher und voller, daß sie geistiger und menschlicher werde, war sein Streben. Eine neuartige Gesamtbetrachtung der römischen Welt wollte er nicht begründen.

Blickt man heute, nach einem Zeitraum von genau vierzig Jahren, auf diese fast vergessene Rede zurück[5], so wird man ihr das Zeugnis nicht verweigern können, daß sie in ihren Forderungen die tatsächliche Entwicklung der lateinischen Philologie recht genau vorausbestimmt hat. Daß dieses möglich war, erklärt sich wohl daraus, daß Heinze in seinen Sätzen nicht in allem nur eigene Ansprüche und von

---

[3] s. dazu jetzt A. M. Guillemin, *Le public et la vie littéraire à Rome*, Paris 1937* (vgl. REL 12, 1934, 52ff. 329ff.; 14, 1936, 65ff.; 15, 1937, 102ff.); vgl. auch R. Till, *Die Anerkennung literarischen Schaffens in Rom:* NJbb 3, 1940, 161ff.

[4] Vgl. G. Wissowa, *Bestehen und Vergehen in der römischen Literatur*, Rektoratsrede Halle 1908, 6ff.

[5] Berücksichtigt ist sie von P. Boyancé, Mémorial des Études latines (o. S. 147 Anm. *) 181.

ihm selbst erkannte Aufgaben vorgetragen hatte, sondern dem Empfinden eines ganzen neu herangewachsenen Geschlechtes Ausdruck gab, das eben jetzt unter der stillen Einwirkung Wilhelm Diltheys zu einem reineren Verständnis seiner selbst und der Geschichte vorzudringen im Begriffe war. Freilich ist dieses Geschlecht durch die Stürme des bald danach hereinbrechenden ersten Weltkrieges in der Entfaltung seiner Kräfte nicht unwesentlich beeinträchtigt worden, und Heinzes frühe Ahnungen haben sich vielfach erst in den Arbeiten der Zwanzigerjahre zu verwirklichen begonnen, als die Jüngeren, die zur Übernahme der Erbschaft bereitstanden, schon wieder andere Ziele erblickten. Um so bedeutungsvoller ist es, daß Heinze mit seinem feinen Gefühle als erster gerade die seinem Zeitalter entsprechenden Aufgaben richtig erkannt und unbefangen beschrieben hat.

Da er selbst die Erfüllung seiner großen Pläne nicht rasch von sich erzwingen konnte, erscheint es verständlich, daß in der Öffentlichkeit zunächst sein Altersgenosse Eduard Norden (1868–1941) die bekanntere Persönlichkeit war. Dieser ist der Gelehrte gewesen, von dem die lateinische Philologie in den ersten zwei Jahrzehnten unseres Jahrhunderts wohl die stärksten Anregungen empfangen hat; mit Recht wird man ihn nach Bücheler (1837–1908) und Leo (1851–1914) zum mindesten im deutschen Kulturbereiche als den nächsten überragenden Vertreter der lateinischen Philologie bezeichnen dürfen. Nordens Bedeutung bestand in seiner einzigartigen Fähigkeit, die Kunstformen sprachlicher Gebilde, so wie sie in der Antike hatten wirken sollen, mit belebendem Verständnis nachzuempfinden. Sein angeborenes Gefühl für den Klang und Wert der Worte, deren leiseste Schwingungen er mit seinem unvergleichlich feinen Gehör vernahm, wurde fruchtbar jedoch erst durch sein unablässiges, über weiteste Gebiete sich erstreckendes Lesen, das ihm gestattete, jeden Einzelfall mit einer verwandten Erscheinung in Verbindung zu setzen und in einen übergreifenden Zusammenhang einzuordnen. Sein erstes großes Werk, die zwei inhaltsschweren Bände der 'Antiken Kunstprosa' (Leipzig 1898), hatten der lateinischen Philologie neben der immer noch nicht überholten, aber vielleicht doch überholbaren Würdigung der gegensätzlichen Stilauffassungen des Asianismus und des Attizismus[6] insbesondere die Wiederentdeckung des rhythmischen Satzschlusses gebracht, dessen Kenntnis trotz seiner ausdrücklichen Bezeugung durch die antiken Stilkritiker dem neunzehnten Jahrhundert – und zwar erst diesem – erstaunlicherweise verloren gegangen war. Durch dieses Werk, das gerade um die Jahrhundertwende erschienen ist, sind wir alle dazu erzogen worden, die lateinischen Prosatexte von den frühesten bis zu den spätesten, christlichen Zeiten anders und das heißt kunstgerechter zu lesen, als es dem neunzehnten Jahrhundert möglich gewesen ist, das sich hier noch vor seinem Ende so viele Bemühungen um die Erkenntnis und die Nachgestaltung des

[6] Beachtenswert jetzt M. J. F. d'Alton, *Roman literary theory and criticism*, London-New York 1931, Kap. 4 (S. 208ff.): *Cicero and the Atticists;* s. auch J. W. H. Atkins, *Literary criticism in antiquity*, 2 Bände, Cambridge 1934.

'richtigen' Lateins als fragwürdig nachweisen lassen mußte[7]. Die zweite bahnbrechende Stiluntersuchung Nordens, die unser Gefühl geschärft und unsere Anschauungen bereichert hat, ist der 'Agnostos Theos' (Leipzig 1913), in dem die Formen der religiösen Rede zum ersten Male in ihrer Eigenart begriffen wurden. Seit diesem Buche pflegen wir zwischen der westlichen und östlichen Art des Gotteslobes zu unterscheiden, indem wir dem Westen die Aussagen in der Form der unmittelbaren Anrede, dem Osten die zurückhaltenden Partizipialsätze zuweisen, und ganz allgemein sind wir uns seitdem des religiösen Ursprunges und Hintergrundes zahlreicher antiker Redeformen bewußt. Norden selbst hatte seine Entdeckungen sehr geistvoll in der Erklärung nicht eines echten, sondern eines parodischen Hymnus vorgetragen, des horazischen Gedichtes auf den Trinkkrug 3, 21 (*O nata mecum consule Manlio ... pia testa ...*), das neben Lukrezens Anrufung der Venus (1, 1 ff. *Aeneadum genetrix ...*) und etwa dem 34. Gedicht des Catull (*Dianae sumus in fide ...*) in der Tat den schönsten Muster- und Merkfall für die hymnische Sprache der Antike darstellt[8].

Das gemeinsame Kennzeichen aller stilistischen Erscheinungen, die Norden in den beiden erwähnten Werken untersucht hat, ist die Tatsache, daß sich in ihnen die bändigende Macht geprägter Formen erweist. Auch in anderen Arbeiten hat Norden das Einzelne aus dem Allgemeinen zu erklären unternommen und nicht so sehr in der Ruhe die Bewegung als umgekehrt vielmehr in der Bewegung das ruhig waltende Gesetz erkannt. Die Literaturgeschichte als ganze hat er als eine Geschichte der Gattungen verstanden und als solche in einem gedankenreichen Überblicke dargestellt[9]. Eine besondere Abhandlung widmete er später der Germania des Tacitus, in deren Aussagen er die Überlieferungen und die Stilgesetze der antiken Ethnographie wirksam sah[10]. Hier allerdings, wo auch die Frage nach

---

[7] Die Bedeutung des großen Werkes in dieser Weise zu kennzeichnen, wird gestattet sein, auch wenn Norden selbst seine 'Vorläufer' gehabt hat (z. B. G. Wüst, *De clausula rhetorica quae praecepit Cicero quatenus in orationibus secutus sit*, Diss. Straßburg 1881. Ernst Müller, *De numero Ciceroniano*, Diss. Kiel 1886) und wenn seine eigene Lehre vom Satzrhythmus später von anderen in Frage gestellt worden ist. Lehrreich auch für die Geschichte der Forschung F. Novotny, *L'état actuel des études sur le rhythme de la prose latine*: Eos Suppl.-Bd. 5, Lwów 1929.

[8] Zur Gebetsparodie s. jetzt H. Kleinknecht, *Die Gebetsparodie in der Antike* (= TübBeitr. 28), Stuttgart 1936.

[9] Ed. Norden, *Römische Literaturgeschichte* (= Einleitung in die Altertumswissenschaft, hgb. von A. Gercke und E. Norden, Bd. 1, Heft 4), 1. Aufl. Leipzig 1909, 3. Aufl. 1923 (2. Abdr. 1932).

[10] Ed. Norden, *Die germanische Urgeschichte in Tacitus Germania*, Leipzig 1920, 3. Abdr. m. Ergänzungen 1923; dazu die wertvolle Besprechung von G. Wissowa, NJbb 47, 1921, 14 ff. (vgl. auch Germ.-Rom. Monatsschr. 10, 1922, 55 ff. und vorher GGA 1916, 656 ff.); gleichzeitig erschien die unter Wissowas Leitung entstandene Dissertation von Alfred Schroeder, *De ethnographiae antiquae locis quibusdam communibus observationes* (Diss. Halle 1921), die sich von ihrer Fragestellung aus ebenfalls vor allem mit der Germania beschäftigte. Zu 'Tacitus Archäologien' hat nach Nordens Arbeit W. Capelle, Philol. 84, 1929, 201 ff. 342 ff. 464 ff. weitere Beobachtungen vorgelegt. Norden selbst hat seine Untersuchungen über die Zeugnisse zur germanischen Vorgeschichte fortgeführt in dem Buche *Alt-Germanien* (Leipzig 1934; vgl. German. Urgesch. 204 Anm. 1), das vor allem der Namenkunde dient; die dort S. 217 ff., bes. 238 ff. vorgetragene Auffassung der Denkmäler von Novilara hat bald darauf A. von Salis, *Neue Darstellungen griechischer Sagen, II. Picenum:* SBHeidelbAk. 1936/37, Abh. 1, durch den Nachweis der griechischen Herkunft der eingeritzten Bilder zu Fall gebracht.

der sachlichen Richtigkeit der Aussagen Berücksichtigung verlangte, vermochte die Stilbetrachtung keine eindeutigen und unmittelbar überzeugenden Ergebnisse zu erzielen. Wohl weitete sie den Gesichtskreis, wenn sie etwa zur Ursprungsgeschichte der Germanen die Archäologie der Skythen bei Herodot heranzog, wenn die Beschreibung einzelner germanischer Gebräuche mit der Darstellung persischer Sitten, wie sie ebenfalls bei Herodot sich fand, verglichen oder wenn die berühmte Formel, daß die Germanen eine *gens tantum sui similis* sei, über die Skythen hinaus bis zur ersten Anwendung auf die Ägypter zurückverfolgt wurde. Aber wie die nun in ihrer Bedingtheit erkannte Darstellungsweise sich zu den Gegebenheiten der Wirklichkeit verhielt, hat Norden nicht scharf genug geprüft[11], und auch in der Deutung des 'Namensatzes': *ita nationis nomen, non gentis evaluisse paulatim, ut omnes primum a victore ob metum, mox etiam a se ipsis invento nomine Germani vocarentur* konnte er trotz der Fülle der Vergleichsstellen, die er gesammelt hatte, ein allgemein anerkanntes Ergebnis nicht erzielen[12].

In der Texterklärung, wie Norden sie betrieb, wurde bei aller Anerkennung der römischen Sprachkraft der entscheidende Wert doch darauf gelegt, daß die von

---

[11] Eine kurze nachträgliche Erörterung hat Norden im Vorwort zum zweiten Abdruck seines Buches erscheinen lassen. Eingehendere Behandlungen der Frage boten insbesondere E. Fehrle, *Die Germania des Tacitus als Quelle für die deutsche Volkskunde:* Schweiz. Archiv f. Volkskunde 26, 1926, 229ff. und F. Pfister, *Tacitus und die Germanen*, in der Festschrift für C. Hosius: *Studien zu Tacitus* (= WürzbStud. 9), Stuttgart 1936, 73ff. Vortreffliches über die 'Wandermotive' hat ferner F. Dirlmeier, AS 2, 1937, 42f. gesagt, dessen feinsinnige Würdigung der Germania den lichtvollen Aufsatz Erwin Wolffs, *Das geschichtliche Verstehen in Tacitus Germania:* Herm. 69, 1934, 121ff. fortführt und berichtigt. Auch für die Germania hat sich F. Klingners Erkenntnis als gültig erwiesen, daß Tacitus in seiner Geschichtsschreibung vor allem auf die Bewährung der *virtus* blickt (Klingner, *Tacitus:* Ant. 8, 1932, 151ff., abgedruckt in Klingners Aufsatzsammlung *Römische Geisteswelt*, Leipzig 1943, 310ff. [vgl. u. Anm. 101]; s. a. H. Haas, *Virtus Tacitea:* Gy 49, 1938, 163ff.). Wie in der Germania neben der *virtus* auch *honos* und *libertas* als tragende Begriffe stehen, hat K. Büchner einmal schön gezeigt (*Die Germania des Tacitus:* Lehrbriefe d. Philos. Fakultät d. Univers. Freiburg i. Br. Nr. 13, 1943).

[12] Damit ist nicht gesagt, daß Nordens Auffassung des Namensatzes tatsächlich unzutreffend sei (die wörtliche Übersetzung würde, in leichter Abweichung von Nordens eigener Deutung, etwa folgendermaßen lauten: «so sei der Name, der einem Stamme, nicht dem Volke gehörte, allmählich zur Geltung gelangt, derart daß die Gesamtheit zunächst nach dem Sieger aus Furcht, dann auch von sich selbst mit dem Namen, der für sie aufgekommen war, als Germanen bezeichnet wurde»). Die Einwände (z. B. bei Wissowa, NJbb 47, 1921, 30. Drexler, BursJber. 224 (Tacitus), 1929, 332ff. Bickel, Bonner Jbb 139, 1934, 14ff.; Bedenken schon bei Norden selbst S. 341) richten sich vor allem dagegen, daß die Präposition *a* in den beiden einander genau entsprechenden Satzstücken etwas Verschiedenes bedeuten soll (1. *ἀπό*; 2. *ὑπό*). Aber für die stilistische Gestaltung des Satzes ist das Wesentliche die äußere, in Schriftbild und Wortklang sich darbietende Gleichförmigkeit der beiden Satzstücke, während die gedankliche Unebenmäßigkeit von Tacitus, der hier eine ihm vorliegende ausführliche Erörterung auf knappstem Raume zusammenzufassen suchte, wohl in Kauf genommen werden mochte. Einen solchen Wechsel in der Bedeutung der Präposition *a* hat Norden jedenfalls in den freier stilisierten Mitteilungen über Orts- und Volksbenennungen mehrfach nachweisen können (z. B. S. 344 Plin. n. h. 3, 86 ... *Sicilia, Sicania a Thucydide dicta, Trinacria a pluribus aut Trinacia a triangula specie*; 4, 97 *Burcana, Fabaria nostris dicta a frugis similitudine sponte provenientis, ... Glaesaria a sucino militiae appellata, a barbaris Austeravia*; dazu S. 348 Lact. div. inst. 1, 6, 7 *M. Varro ... Sibyllinos libros ait ... appellari uno nomine Sibyllinos, quod omnes feminae vates Sibyllae sint a veteribus nuncupatae, vel ab unius Delphidis nomine vel a consiliis deorum enuntiandis*). In zwei völlig gleichförmigen Satzstücken begegnet ein Bedeutungswechsel der Präposition *a*, wie man bisher nicht beachtet zu haben scheint, bei Cicero pro Marcello 31 *arma ab aliis posita, ab aliis*

den Griechen geschaffenen Formen auch das römische Denken in sich hatten aufnehmen können und so das gesamte römische Schrifttum beherrschten. Damit gelangten die seit dem Ausgang des neunzehnten Jahrhunderts immer von neuem unternommenen Versuche, das Griechische im Römischen wiederzufinden, in einem letzten großartigen Beispiele zum Abschluß. Die Leserschaft, der das Germaniabuch zu Beginn der Zwanzigerjahre vorgelegt wurde, stand den geschichtlichen Zusammenhängen weitgehend schon mit einer anderen Frage gegenüber: man wollte nicht das Griechische – etwa gar um des Griechischen selber willen – im Römischen entdecken, sondern das Römische an sich in seinen griechischen Ausdrucksformen und Verhüllungen erfassen. Dem Eigenständig-Römischen war nun die Aufmerksamkeit zugewandt, und der römischen Selbstbehauptung in der Auseinandersetzung mit dem Griechischen galt die volle Anteilnahme. Der horazische Satz von dem Sieger, der sich von dem bezwungenen Griechenland selber habe bezwingen lassen, wurde nicht mehr als der zutreffende Leitspruch anerkannt, unter dem man den geschichtlichen Ablauf vereinfachend zusammenfassen durfte. Der Gefangene Griechenlands erschien jetzt vielmehr als der freie Teilhaber an einem gemeinsamen Besitztum, der sich selbst im offenen Aufblick zu den griechischen Vorbildern geformt und der Erfüllung seines Wesens näher gebracht hatte. Der Wandel in der Betrachtungsweise läßt sich vielleicht am raschesten veranschaulichen, wenn man Reitzensteins Beitrag zum Göttinger Ferienkurs vom Jahre 1925 mit seinen Ausführungen auf der Basler Philologenversammlung vom Jahre 1907 vergleicht: während er früher über 'Horaz und die hellenistische Lyrik' gehandelt hatte, sprach er jetzt über 'Das Römische in Cicero und Horaz'[13]. Auf die enge Verbindung der griechischen und der römischen Studien allerdings, wie sie in Deutschland mit dem Begriff der klassischen Philologie gegeben war, wollte man keineswegs verzichten[14]. Fast zur selben Zeit, da in Paris den Erfordernissen des französischen Kulturbereiches entsprechend die Société des Études latines begründet wurde (1923), in der die Pflege der römischen Hinterlassenschaft neben der älteren Society for the Promotion of Roman Studies einen neuen festen Rückhalt finden sollte, schloß man sich in Deutschland zur Gesellschaft für antike Kultur zusammen, deren Zeitschrift 'Die Antike' hieß, und es trat

erepta sunt (zur Ausdrucksweise *eripere aliquid ab aliquo* s. Thes. Ling. Lat. 5, 2, 793, 2ff.; 794, 81ff.). – Irgendwelche Änderungen im Wortbestande des Namensatzes sind nicht zu rechtfertigen. Insbesondere ist der mehrfach angetastete Ausdruck *a victore* durch die zahlreichen sonstigen Stellen, an denen Tacitus das von ihm geradezu bevorzugte Wort *victor* verwendet (vgl. Gerber-Greef, *Lex. Tac.* 1776f.), hinlänglich geschützt (stillos Hirschfelds *a victo re⟨or⟩*, das Bickel a. O. immerhin in Erwägung zieht; unbegreiflich Meißners *a viciniore:* RhM 88, 1939, 379ff.).

[13] R. Reitzenstein, *Horaz und die hellenistische Lyrik:* NJbb 21, 1908, 81ff.; *Das Römische in Cicero und Horaz:* NWzA 2, 1926, 1ff.; zwischen diesen beiden Arbeiten steht der Jenaer Vortrag über *Horaz als Dichter:* NJbb 49, 1922, 24ff., in dem die kurz zuvor von G. Pasquali neu begründete Auffassung vom 'Hellenisten' Horaz (*Orazio lirico*, Florenz 1920) aus den Erfahrungen einer leidvollen Gegenwart heraus überwunden wurde.

[14] Die Besonderheit des deutschen Begriffes der 'klassischen Philologie' hat A. Labhardt in seiner Neuenburger Antrittsvorlesung *La philologie classique* (abgedruckt in: Alma Mater, Revue universitaire de la Suisse romande 1, 1944/45) durch die G genüberstellung der andersartigen französischen Auffassungen sehr eindrucksvoll veranschaulicht.

niemand hervor, der ein nur der römischen Welt gewidmetes Forschungsmittel nach Art der neuen Revue des Études latines, sei es auch nur durch Umwandlung einer der schon bestehenden Zeitschriften, ins Leben gerufen hätte[15].

Suchen wir nun zu erkennen, wie die so lange unterschätzte Eigenständigkeit des Römertums seit dem Beginn unseres Jahrhunderts allmählich ins Bewußtsein getreten ist, so werden wir bei allen Einzelheiten, die wir zu behandeln haben, stets daran denken müssen, daß dieser Vorgang nur der Teil einer sehr viel weitergreifenden Entwicklung ist. Wenn die Historiker des neunzehnten Jahrhunderts vielfach das Bedürfnis empfanden, in der Vergangenheit sich selber und die Bewegungen ihrer eigenen Tage wiederzufinden, so wurde seit dem Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts die Achtung vor der fremden Wesensart immer mehr zum leitenden Gebot, und der bildende Wert der Geschichtsbetrachtung stellte sich in dem Bemühen dar, die Befangenheiten des natürlich gegebenen Lebensbereiches zu überwinden, indem das Fremde eben in seiner Fremdheit, das Frühe in seiner Unerfülltheit und alles scheinbar Verwandte in seiner Andersartigkeit erfaßt wurde. Es ist wohl kaum ein Zufall, daß die neu erkannte Aufgabe, die Besonderheit des Römertums zu verstehen, zunächst gerade in einem Vorstoß angegriffen wurde, der im staatlichen Bereiche den Abstand der römischen von der modernen Welt sichern sollte. Bekanntlich hatte Mommsen, beherrscht von seiner politischen Erregung, in der römischen Geschichte mancherlei Ähnlichkeiten mit der jüngeren preußischen Geschichte beobachten zu können geglaubt, und er hatte diese Entdeckung benutzt, um die Vergangenheit mit den Leidenschaften der Gegenwart kraftvoll zu beleben. Dabei hatte er unbedenklich angenommen, daß die Formen der politischen Gruppierungen, die sich in der neuzeitlichen bürgerlichen Demokratie herausgebildet hatten, mindestens in vergleichbarer Weise schon bei den Römern vorhanden gewesen waren, und der Entscheidungskampf um den Bestand der Republik war ihm demgemäß als eine Auseinandersetzung von sinnbildhafter Bedeutung erschienen, in der die fortschrittliche demokratische Partei unter ihrem Führer Caesar mit vollem Recht den Sieg über das rückständige Junkertum errungen hatte. Gegen Mommsens Darstellung der Ereignisse hat Eduard Meyer im Jahre 1918 sein fest zugreifendes Werk über 'Caesars Monarchie und das Prinzipat des Pompeius' gerichtet, in dem er mit überlegener Unbefangenheit nicht nur die im Titel angedeuteten politischen Ziele, sondern ebenso auch die militärischen Leistungen der beiden einander doch nicht so ganz unebenbürtigen Gegenspieler gewürdigt hat. Aber grundsätzlich wichtiger für das Verständnis der

[15] Die Einheit der 'gesamten klassischen Altertumswissenschaft' zur Geltung zu bringen, ließ sich auch der *Gnomon* angelegen sein, der in demselben Jahre wie die *Antike* zu erscheinen begann (1925) und dessen Begründung ebenso wie die der *Gesellschaft für antike Kultur* vornehmlich ein Werk W. Jaegers war. Daß es jedoch von Nutzen gewesen wäre, wenn sich auch die deutsche Forschung eine besondere Zeitschrift für das römische Altertum geschaffen hätte, dürfte kaum zu bezweifeln sein. – In Italien wurde vom fascistischen *Istituto di Studi Romani* eine ungemein rege Tätigkeit entfaltet, die sich vor allem in der Durchführung zahlreicher Gemeinschaftsarbeiten äußerte. Aber wenn auch die einzelnen Leistungen vielfach recht wertvoll waren (s. etwa u. Anm. 55. 60 Ende. 127), so können doch die besonderen Absichten des Instituts, das vorwiegend dem Staate dienen wollte, hier nicht beachtet werden.

römischen Eigenart waren die Untersuchungen über die Formen der politischen Machtbildung bei den Römern, die Matthias Gelzer schon im Jahre 1912 in seinem schmalen Buche über die 'Nobilität der römischen Republik' vorgelegt hatte. Seine Ergebnisse, soweit sie hier für uns in Betracht kommen, lassen sich kurz dahin kennzeichnen[16], daß die römische Gesellschaft Parteien im modernen Sinne, das heißt also Zusammenschlüsse Gleichgesinnter nach festen, auf weite Sicht berechneten Programmen, die als weltanschauliche Kundgebungen die jeweils Lebenden überdauern sollen, nicht kennt, sondern daß für die Wähler im allgemeinen vielmehr die Treueverpflichtungen bestimmend sind, durch die sie sich entweder an die Amtsbewerber selbst oder an eine der hinter diesen stehenden großen Familien gebunden fühlen. Solche persönlichen Treu- und Nahverhältnisse, wie Gelzer sie nennt, durchziehen die gesamte römische Gesellschaft, und sie, nicht irgendwelche weltanschauliche Parteien, geben dem politischen Willen die Möglichkeiten seiner Betätigung. Wie die verschiedenen größeren und kleineren Familien, aus denen die römische Führungsschicht sich zusammensetzt, und wie deren einzelne Vertreter sich in der Öffentlichkeit verhalten, ist weitgehend durch das Verlangen bedingt, neue Treueverpflichtungen, die vor allem bei den Wahlen nützlich werden können, zu begründen. Wenn Cicero es sich zur Regel macht, nur als Verteidiger, nicht als Kläger vor Gericht zu erscheinen (auch beim Prozesse gegen Verres handelte es sich ja um die Verteidigung von Unterdrückten)[17], oder wenn er in seiner Rede über den Oberbefehl des Pompeius ein Enkomion auf Pompeius vorträgt mit all den Selbstverständlichkeiten und Übertreibungen, die der Lobrede eigen

---

[16] Vgl. auch Gelzers eigene Darstellung in dem Vortrage *Die römische Gesellschaft zur Zeit Ciceros:* NJbb 45, 1920, 1ff. (abgedruckt in Gelzers Aufsatzsammlung *Vom römischen Staat*, Leipzig 1943, 2, 1ff.); anschaulich W. Kroll, *Die Kultur der ciceronischen Zeit* 1 (= Das Erbe d. Alten, 2. Reihe, Heft 22), Leipzig 1933, Kap. 3 (S. 44ff.): *Der einzelne und die Politik*; selbständige Nachträge von H. Strasburger, RE s. v. *Nobiles* (17, 1 [1936], 785ff.) und *Optimates* (18, 1 [1939], 773ff.). Gelzers Begriffsbestimmung der Nobilität ist als zu eng erwiesen worden von G. Möbus in dem wichtigen Aufsatz über das Wesen des *nobilis* NJbb 5, 1942 275ff.; förderlich auch A. Afzelius, *Zur Definition der römischen Nobilität in der Zeit Ciceros:* ClassMed. 1, 1938, 40ff.; *Zur Definition der römischen Nobilität vor der Zeit Ciceros:* ebd. 7, 1945, 150ff.

[17] divin. in Caec. 4f. *tuli graviter et acerbe, iudices, in eum me locum adduci, ut aut eos homines spes falleret qui opem a me atque auxilium petissent, aut ego, qui me ad defendendos homines ab ineunte adulescentia dedissem, tempore atque officio coactus ad accusandum traducerer ...* (5) *adductus sum, iudices, officio, fide, misericordia, multorum bonorum exemplo, vetere consuetudine institutisque maiorum, ut onus huius laboris atque officii ... mihi suscipiendum putarem. quo in negotio tamen illa me res ... consolatur, quod haec quae videtur esse accusatio mea non potius accusatio quam defensio est existimanda. defendo enim multos mortales, multas civitates, provinciam Siciliam totam. quamobrem, quia mihi unus est accusandus, prope modum manere in instituto meo videor et non omnino a defendendis hominibus sublevandisque discedere.* off. 2, 49ff. *... etsi laudabilis est defensio, tamen etiam accusatio probata persaepe est ...* (50) *sed hoc quidem non est saepe faciundum nec umquam nisi aut rei publicae causa ... aut ulciscendi gratia ... aut patrocinii, ut nos pro Siculis ...* (51) *maxime autem et gloria paritur et gratia defensionibus, eoque maior, si quando accidit ut ei subveniatur qui potentis alicuius opibus circumveniri urgerique videatur, ut nos et saepe alias et adulescentes contra L. Sullae dominantis opes pro Sex. Roscio Amerino fecimus.* «Als Hauptaufgabe des Redners wird immer die Verteidigung betrachtet»: Kroll zu Cic. or. 141 unter Hinweis auf de or. 1, 32. 169. 202; de inv. 1, 5. Hor. c. 2, 1, 13. Laus Pis. 30; s. ferner Pohlenz zu Cic. Tusc. 1, 1. Jedoch konnte Cicero vorgeworfen werden, daß er allzu viele Verteidigungen übernehme (pro Planc. 84).

sind[18], so weiß er, daß er auf diese Weise seine Anhängerschaft, die er nicht wie die 'Vornehmen' ererbt hat, vermehrt, und Caesars Bemühungen um die Transpadaner, denen er das Bürgerrecht verschaffen will, gelten ebenfalls dem Ziele, frische Anhänger – und zwar nun gleich scharenweise – zu gewinnen, die ihm auf Lebenszeit verbunden bleiben[19]. Demselben Zwecke, die Stellungen bei der Amtsbewerbung zu verstärken, dienen die politischen Bündnisse, die zwischen den großen Familien abgeschlossen werden. Welche Bedeutung diese Bündnisse besitzen, hat in Fortführung der Gelzerschen Arbeit Friedrich Münzer gezeigt, der in seinem Buche über 'Römische Adelsparteien und Adelsfamilien' (Stuttgart 1920) oft aus den unscheinbarsten Erwähnungen einzelner Namen die losere oder festere Zusammengehörigkeit der verschiedenen Häuser und ihre gemeinsam erlebten Erfolge und Mißerfolge nachweisen konnte. Die Richtigkeit der von Gelzer und Münzer gewonnenen Erkenntnisse und die Fruchtbarkeit ihrer Betrachtungsweise hat sich in späteren Untersuchungen immer wieder bewährt. Wie etwa Augustus sich durch Verbündete und Gefolgsleute den Weg zur Macht gebahnt hat[20], haben Anton von Premerstein und Ronald Syme im einzelnen beschrieben[21]. Das noch kurz vor dem Kriege erschienene hervorragende Buch von Syme ist in seiner harten Klarheit und seiner bedingungslosen Schärfe, vor der keine Verdeckungen standhalten, die der grausamen Wirklichkeit wohl am nächsten kommende Darstellung des Überganges von der Republik zur Monarchie. Wie in Mommsens 'Römischer Geschichte' so ist auch hier die Anteilnahme, die der Verfasser seiner eigenen Zeit entgegengebracht hat, auf jeder Seite zu spüren. Aber statt des Glaubens an den Sinn der Geschichte, der sich im Fortschritt zur Freiheit erfüllt, statt dieses Glaubens, der Mommsen auch an der Selbstherrlichkeit Caesars nicht hatte irre werden lassen, steht bei Syme das tiefe Mißtrauen gegenüber allen äußeren Erfolgen, die durch so viele Unredlichkeiten erkauft und durch Legenden gesichert zu werden pflegen.

---

[18] *fuit ornandus in Manilia lege Pompeius*: Cic. or. 102. Wie genau Cicero die für die Lobrede geltenden Lehren befolgt hat, ist bisher nicht hinreichend gewürdigt worden. Die Vorschriften, die er berücksichtigt, sind aus Menanders Lehrbuch über die Lobreden zu entnehmen (Rhet. Graec. 3 p. 373, 7sqq.; 378, 10sqq.; 415, 24sqq. Speng.). Spätere Beispiele für die Anwendung dieser Vorschriften bei J. Mesk, *Zur Technik der lateinischen Panegyriker*: RhM 67, 1912, 569ff., und L. K. Born, *The perfect prince according to the Latin panegyrists*: AJPh 55, 1934, 20ff. Besonders wertvoll für die Erkenntnis des Stils der lateinischen Lobrede sind die neuen Kommentare zum *Panegyricus des Plinius auf den Kaiser Trajan* von M. Durry (Paris 1938) und zur *Neujahrsrede des Konsuls Claudius Mamertinus vor dem Kaiser Julian* von H. Gutzwiller (= Basler Beitr. z. Gesch.wissensch. 10, Basel 1942); die Rede des Mamertinus, die zum ersten Male nun auch in ihrer politischen Bedeutung verstanden worden ist, hat sich übrigens als wichtige Urkunde zur Geschichte des Kaisers Julian erwiesen. – Über die Absichten der Rede De imperio Cn. Pompei zuletzt Gelzer, RE 2. Reihe, 13. Halbband (1939) s. v. *M. Tullius Cicero* 855f.

[19] s. M. Gelzer, *Caesar, der Politiker und Staatsmann*, 2. Aufl., München 1940, 34. 98. 182ff. 193. Auch bei Caesars Bemühungen um die Besiedelung Campaniens ist der Wunsch, die eigene Anhängerschaft zu vermehren, beteiligt gewesen; Gelzer 85.

[20] Über die 'Parteiverhältnisse im Zeitalter Scipios' handelte in Münzers Weise W. Schur, *Scipio Africanus und die Begründung der römischen Weltherrschaft* (= Das Erbe d. Alten, 2. Reihe, Heft 13), Leipzig 1927, 105ff.

[21] A. v. Premerstein, *Vom Werden und Wesen des Prinzipats*, aus d. Nachlass hgb. v. H. Volkmann, AbhBayerAk. N. F. 15, 1937. – R. Syme, *The Roman Revolution*, Oxford, Clarendon Press, 1939.

Auch Symes Buch ist, wie manches andere Buch unserer Zeit, eine späte Anklage gegen den Sieger, dem die Weltgeschichte Recht gegeben hat, und eine Schutzschrift für die Unterlegenen, die nach dem übermächtigen Urteilsspruche hatten verstummen müssen. Es ist wie Mommsens Werk ein Buch des Kampfes, doch will es nicht den Sieg derer, die nach politischen Freiheiten streben, vorbereiten, sondern zu seinem Teile die Freiheit des Urteils gegenüber dem Ablauf der Geschichte nach Möglichkeit befördern.

Die Formen, in denen sich das politische Leben bei den Römern vollzieht, sind gestaltet von dem Geiste, unter dem das römische Volk als ganzes steht. Dieser Geist findet seinen Ausdruck in der Sprache, in der wiederum einzelne Worte besonders inhaltsreich sind. Sie als solche zu ermitteln und ihre Bedeutung zu klären, ist eine der dankbarsten Aufgaben, die sich bei dem Bemühen, im römischen Schrifttum das römische Wesen zu finden, ergeben hat. Zwar sind Untersuchungen über den Sinn und die Geschichte einzelner Worte zu allen Zeiten durchgeführt worden; aber erst kurz vor dem ersten Weltkrieg hat man auch auf solche Worte zu achten gelernt, deren eigentümlich römischer Sinngehalt sich nur einer genaueren Betrachtung offenbart. Aus den altbekannten und unscheinbaren Ausdrücken, die von den Römern zur Bezeichnung der freundschaftlichen und gesellschaftlichen Beziehungen verwendet wurden (*amicitia*, *benevolentia*, *officia*, *studia*), hat Richard Reitzenstein in seiner Abhandlung über die 'Sprache der lateinischen Erotik' vom Jahre 1912[22], zur selben Zeit also wie Gelzer, grundlegende Erkenntnisse über den Aufbau des römischen Gemeinschaftslebens gewonnen und sich damit die Möglichkeit verschafft, einige der schönsten römischen Gedichte tiefer zu verstehen (etwa Catull 76 *Si qua recordanti benefacta priora voluptas ...*). Die gesellschaftliche Bedeutung der *humanitas* hatte er selber schon früher in seiner prächtigen Rede über die Humanität im Altertum erläutert[23]. Den Begriff der *dignitas* zu klären, dessen Wichtigkeit ihm bewußt war, hat er einer späteren Zeit überlassen müssen, die solchen Wortuntersuchungen günstiger geworden war[24]. Die besonders schwierige Arbeit, den Inhalt des römischen *fides*-Begriffes zu beschreiben, der in den Arbeiten von Gelzer und Reitzenstein so oft erschienen war,

---

[22] R. Reitzenstein, *Zur Sprache der lateinischen Erotik:* SBHeidelbAk. 1912, Abh. 12.

[23] R. Reitzenstein, *Werden und Wesen der Humanität im Altertum*, Akadem. Rede Straßburg 1907. – Reitzensteins Erkenntnisse sind überprüft und bereichert in den Arbeiten von R. Harder, *Die Einbürgerung der Philosophie in Rom:* Ant. 5, 1929, 291ff. (s. dazu Herm. 69, 1934, 64ff.; vgl. u. Anm. 53), I. Heinemann, RE Suppl. 5 (1931), 282ff. s. v. *Humanitas*, Fritz Schultz, *Prinzipien des römischen Rechts*, München 1934, 128ff. (vgl. F. Blatt, *Written and unwritten law:* ClassMed. 5, 1942, 155ff.), F. Wehrli, *Vom antiken Humanitätsbegriff*, Neujahrsblätter zum Besten des Waisenhauses in Zürich 102, 1939 (Kommissionsverlag Beer & Co.), und O. E. Nybakken, *Humanitas Romana:* TAPhA 70, 1939, 396ff.

[24] Die von Reitzenstein gewünschte Klärung des *dignitas*-Begriffes ist – nach einigen Bemerkungen, die Reitzenstein selber GGA 1917, 434ff. beigetragen hatte – vollzogen worden von E. Remy, *La conception cicéronienne de dignitas:* Nova et Vetera 5, 1922, 129ff.* (vgl. Les Études classiques 4, 1935, 93ff.), H. Wegehaupt, *Die Bedeutung und Anwendung von dignitas in den Schriften der republikanischen Zeit*, Diss. Breslau 1932, und H. Drexler, *Dignitas*, Rektoratsrede Göttingen 1943 (s. auch Drexler, *Tacitus* [u. Anm. 101 Ende] 46ff.); vgl. auch u. Anm. 32.

hat, als Verfasser des *fides*-Artikels des Thesaurus Linguae Latinae, Eduard Fraenkel geleistet[25]. Aus der Menge der Belege, die er sachkundig ordnete, glaubte er eine Entwicklung ablesen zu können, die von den Vorstellungen der Gewähr, der Bürgschaft, des Versprechens allmählich zu den innerlichen Werten der Zuverlässigkeit, der Treue und der Glaubwürdigkeit hinführte. Daß diese Auffassung, die zunächst durchaus überzeugend wirkte, der Eigenart des römischen Denkens doch nicht gerecht wird, hat später Heinze gezeigt, der nachweisen konnte, daß schon die altrömische *fides* einen inneren Besitz des Menschen darstellte, – einen Besitz, den man in Kürze vielleicht am besten als Verläßlichkeit, Redlichkeit und Verantwortungsgefühl bezeichnen darf, der aber in Wahrheit doch etwas anderes ist: «*fides* ist das im Menschen, was seine gegenüber einem anderen eingegangene Bindung oder Verpflichtung zu einer sittlichen Bindung macht und so das Vertrauen des anderen begründet»[26].

Das römische Wort *fides* besaß den Vorzug, daß ihm im Griechischen ein Wort entsprach, das, von derselben Herkunft und ähnlicher Bedeutung, naturgemäß zu seiner Übersetzung verwendet wurde, die *πίστις*. Verglich man die beiden Worte jedoch genauer miteinander, so zeigten sich lehrreiche Unterschiede ihrer Bedeutungen. Denn *πίστις* meinte bei den Griechen – mit Ausnahme des unter römischer Einwirkung stehenden Epiktet – nicht die Zuverlässigkeit, sondern die Zuversicht, nicht die Glaubwürdigkeit, sondern den Glauben und bezeichnete damit von Anfang an solche Eigenschaften, auf die das römische Wort *fides* erst in einem späteren Abschnitt der Entwicklung seinen Geltungsbereich ausdehnte. Für die Mißverständnisse, die bei der Verwendung zweier solcher verwandter Worte im Verkehr von Sprache zu Sprache möglich waren, wird eines der anschaulichsten Beispiele stets der Vorfall sein, der sich nach dem Bericht des Polybios im Jahre 191 am Ende des römisch-ätolischen Krieges ereignet hat[27]. Als die besiegten Ätoler sich in die römische *fides* begeben hatten, waren sie tief enttäuscht, nicht die größere Milde zu finden, die sie auf Grund des Wortes *πίστις* erwartet hatten, sondern vielmehr von dem römischen Feldherrn in sehr handgreiflicher Weise belehrt zu werden, daß sie sich ihm auf Gnade und Ungnade ausgeliefert hatten und keinerlei Rechte mehr besaßen. Freilich wurde ihnen verschwiegen, daß der römische Feldherr seinerseits nach den Vorstellungen seines Volkes moralische Verpflichtungen auf sich genommen hatte, daß er selbst ihnen nun seine eigene *fides* gewähren, sein Verantwortungsgefühl und den Willen zu einer gerechten Behandlung für alle Zeiten erweisen mußte. Ebenfalls dem Mißverständnis eines römischen Wortes ist übrigens Plut-

---

[25] Ed. Fraenkel, *Zur Geschichte des Wortes fides:* RhM 71, 1916, 187ff.

[26] R. Heinze, *Fides:* Herm. 64, 1929, 140ff.; abgedruckt in Heinzes Ausgewählten Aufsätzen, die E. Burck unter dem Titel *Vom Geist des Römertums* (Leipzig 1938) herausgegeben hat (dort S. 25ff); neuerdings hat sich zur *fides* geäußert W. Kunkel, *Bona fides als schöpferisches Element im römischen Schuldrecht:* Festschrift Paul Koschaker 2, Weimar 1939, 1ff.; s. auch F. Schultz, *Prinzipien des römischen Rechts* (o. Anm. 23) 151ff.

[27] Polyb. 20, 9/10; danach Livius 36, 27/28 mit bezeichnenden Zusätzen und Streichungen (zuletzt behandelt von F. Hellmann, *Livius-Interpretationen*, Berlin, De Gruyter, 1939, 83ff. [vgl. u. Anm. 95]).

arch erlegen, als er den von Sulla angenommenen Namen *Felix* in hellenistischem Empfinden dahin deutete, daß Sulla sich als einen Günstling des Glückes, der τύχη, als einen εὐτυχής bezeichnet habe, während Sulla selbst, der Ἐπαφρόδιτος, wie er sich griechisch nannte, in Wahrheit sich als einen frommen und eben darum erfolgreichen, von den Göttern gesegneten Menschen hatte darstellen wollen[28]. Von solchen Fehldeutungen konnte die römische *pax* nicht betroffen werden. Aber doch ist auch sie von ihrer griechischen Entsprechung, der εἰρήνη, wesenhaft verschieden[29]. Allerdings ist das Kennzeichnende hier nicht so sehr die Bedeutung oder Bedeutungsgeschichte der beiden Worte selbst – etwa daß εἰρήνη bis ins vierte Jahrhundert nur den Friedenszustand, nicht den Friedensvertrag zu bezeichnen pflegt, der seinerseits vielmehr mit dem Worte σπονδαί benannt wird –, sondern das Bemerkenswerte ist, wie beide Worte ganz verschiedene Vorstellungen an sich heranziehen: zur *pax* treten Worte wie *leges*, *iura*, *iudicia*, *tranquillitas*, *securitas*, die den Frieden als einen gesicherten Rechtszustand erscheinen lassen, mit der εἰρήνη verbinden sich die Vorstellungen von dem πλοῦτος, der εὐθηνία, der εὐστάθεια, der ὑγίεια, so daß der Friedenszustand geradezu als ein Segenszustand erscheint, – eine Tatsache, die sich in der christlichen Zeit dahin auswirkt, daß εἰρήνη durchaus nicht in demselben Maße wie die viel weniger dinglich aufgefaßte römische *pax* ohne weiteres auch als innerlicher Zustand begriffen werden konnte.

Jedoch gibt es auch römische Begriffe, die den Griechen so fremd waren, daß sie sich nur durch künstliche Bedeutungserweiterungen bereits vorhandener Worte in ihre Sprache und ihr Denken einführen ließen. Ein solcher Begriff ist die *auctoritas*, das auf der Leistung beruhende Ansehen eines Menschen, das seinem Rate Gewicht verleiht und ihn befähigt, andere, die ihm in freier Entscheidung zustimmen, zu lenken. *post id tempus auctoritate omnibus praestiti, potestatis autem nihilo amplius habui quam ceteri qui mihi quoque in magistratu conlegae fuerunt* («seitdem habe ich zwar an Bedeutung alle überragt, meine Amtsgewalt aber war um nichts größer als die der anderen, die auch ich im Amte zu Kollegen hatte»), schrieb Augustus von sich selbst in seinem Leistungsberichte (§ 34)[30]. Für die griechische Reichshälfte hat die kaiserliche Kanzlei diesen Satz folgendermaßen über-

---

[28] H. Ericsson, *Sulla Felix:* Eranos 41, 1943, 77ff.

[29] H. Fuchs, *Augustin und der antike Friedensgedanke. Untersuchungen zum 19. Buch der Civitas Dei* (= Neue Philolog. Unters. hgb. v. W. Jaeger 3), Berlin 1926, 39ff. 166ff.

[30] Der Leistungsbericht des Augustus ist in den letzten Jahren besonders häufig herausgegeben, erklärt und untersucht worden: kostbar die italienische Staatsausgabe von C. Barini (Rom 1937), reichhaltig und übersichtlich die klug erläuterte Handausgabe von J. Gagé (Bibl. Faculté d. Lettres Strasbourg, 1935), nützlich auch die ebenfalls mit Erläuterungen versehenen Textherstellungen von C. Barini (Mailand 1930) und E. Malcovati (Rom 1936); die für den Unterricht in Betracht kommenden deutschsprachigen Ausgaben sind verzeichnet Gy 50, 1939, 209 (vgl. u. Anm. 126); seitdem trat hinzu der Textabdruck von H. Volkmann, BursJber. 276, 1942, sowie die Bearbeitung von F. Gottanka (München, Heimeran, 1943; vgl. Philol. 95, 1942/43, 230ff.; 96, Heft 1/2 [1943/45], 132ff.); gleichfalls ein Unterrichtsbuch ist, wie es scheint, die Ausgabe von A. S. Rogers, K. Scott und M. M. Ward (Boston 1935)*. Den Bericht des Augustus mit den Aussagen der Münzen zu vergleichen unternahm J. D. Newby, *A numismatic commentary on the Res gestae of Augustus*, Iowa

setzt: *ἀξιώματι πάντων διήνεγκα, ἐξουσίας δὲ οὐδέν τι πλεῖον ἔσχον τῶν συναρξάντων μοι.* Die Wiedergabe des Begriffes der *auctoritas* durch das griechische Wort *ἀξίωμα* ist für unser Empfinden so wenig angemessen, daß die Versuchung nahegelegen hatte, in der lückenhaften Überlieferung, in der gerade das Wort *auctoritate* fehlte, an seiner Stelle vielmehr *dignitate* einzusetzen. Ein neuer Fund vom Jahre 1914, der das fehlende lateinische Wort ans Licht brachte, ließ den Irrtum erkennen, der offenbar daraus entstanden war, daß man größeren Wert darauf gelegt hatte, die griechische Textfassung sprachgerecht zurückzuübersetzen als die lateinische Aussage nach ihren eigenen Erfordernissen zu ergänzen, – ein lehrreicher Fall der Unfreiheit, wie sie gerade in der Textkritik nicht selten begegnet. Der neue Fund gab Richard Heinze Gelegenheit, seine seit langem erwogenen Gedanken über die Moral der Römer, von der er schon in seiner Leipziger Rede vom Jahre 1906 andeutend gesprochen hatte, wenigstens teilweise für die Öffentlichkeit auszuformen. In seinem Aufsatze über die *auctoritas* vom Jahre 1925[31] beschrieb er zunächst das Wesen dessen, der bei den Römern *auctor* genannt wird («*auctor* ist, wer die von einem anderen auszuführende Handlung – oder, was auf dasselbe hinauskommt, den Entschluß dazu – maßgeblich und wirkungsvoll gutheißt»), und er ließ dann die *auctoritas* selbst, den Zustand oder die Eigenschaft des *auctorem esse* sowie weiter die Eignung, «maßgeblichen Einfluß auf die Entschließungen der anderen kraft überlegener Einsicht auszuüben», als einen der Grundbegriffe der römischen Lebensordnung sichtbar werden, mit dem die Römer ihre natürliche Achtung vor dem überlegenen Geiste, mochte er sich in einem Juristen, einem Anwalt, einem Staatsmann wie Augustus oder in der Kirche darstellen,

---

Studies in Class. Philol. 1938*; über 'Rechtsnatur und Rechtsinhalt der augustischen Regesten' handelte eigenwillig in Auseinandersetzung mit den älteren Arbeiten E. Staedler, ZRG 61, 1941, 77ff. (dort 88ff. über den Begriff des *princeps*, 101ff. über *augustus*, 109ff. über *auctoritas*; zur *auctoritas* auch Staedler, ZRG 63, 1943, 384ff. sowie A. Magdelain, *Auctoritas principis* [= Collect. d'Étud. latin. 22], Paris, Les Belles Lettres, 1946*; vgl. REL 21/22, 1945, 15f.); um eine Gesamtwürdigung der Res gestae bemühte sich, ohne überzeugen zu können (vgl. E. Hohl, PhW 57, 1937, 574ff.), Wilhelm Weber, *Princeps* Bd. 1 (Stuttgart 1936). Ein Bild des Tempels von Ankara vermittelt das Heft *Ankara und Augustus* von M. Schede und H. St. Schultz (Berlin, De Gruyter, 1937). – [Zusatz: Das oben im Text erwähnte 'Selbstzeugnis des Augustus über seine Stellung im Staat' hat soeben E. Hohl, MusHelv. 1947, 101ff., neu behandelt; nachdem das Wort *fuerunt*, das Mommsen auf das Relativpronomen *qui* hatte folgen lassen, diesen Platz geräumt und der ganze Satz dadurch einen anderen Rhythmus empfangen hat, kann das Wort *quoque* in der Tat nur noch als 'auch' verstanden werden.] [Volkmanns Ausgabe der Res gestae war der Vorläufer seines großen, den Zeitraum von 1914–1941 umspannenden Forschungsberichtes zu jener Inschrift BursJber. 279, 1942, 1ff.]

[31] R. Heinze, *Auctoritas:* Herm. 60, 1925, 348ff. = *Vom Geist des Römertums* 1ff. Als Gegenstück zu diesem Aufsatz ist später die oben Anm. 26 erwähnte Abhandlung über die *fides* erschienen. Weiter ausgreifend hat Heinze 1925 in vier Vorträgen vor sächsischen Gymnasiallehrern über die *Römische Moral* gesprochen; ein dankenswerter Bericht darüber in Burcks Anmerkungen zum Abdruck von Heinzes Aufsätzen S. 279ff. – Neuere Arbeiten über die *auctoritas:* F. Schultz, *Prinzipien des römischen Rechts* (o. Anm. 23) 112ff. (Blatt 147ff.); Staedler a. O.; Magdelain a. O. (s. vor. Anm.); zur Bedeutung im Privatrecht Ivar W. Sjögren, *Till frågan om utvecklingen av auctoritasförpliktelsen vid mancipationsakten:* Acta Univers. Lundensis 32, 1936, Abh. 1 (deutsche Zusammenfassung 203ff.). A. E. Giffard, *Le sens du mot auctoritas dans les lois relatives à l'usucapion:* Rev. histor. du droit 17, 1938, 339ff. – Die Arbeit von J. F. Franssen, *La valeur des mots auctor et auctoritas chez les Romains*, die in der Mnemosyne 5, 1937, 159 angekündigt ist, scheint nicht veröffentlicht zu sein.

zum Ausdruck brachten. Dieser Aufsatz, dem es gelungen war, in einem einzelnen Worte einen der das ganze Wesen des Römertums bestimmenden Züge zu erfassen, hat die Überzeugung von der Fruchtbarkeit begriffsgeschichtlicher Untersuchungen auch in der lateinischen Philologie zu einem Allgemeingut werden lassen und ist zugleich für alle späteren Arbeiten in dieser Richtung das Musterstück geworden. Ein beträchtlicher Teil der wissenschaftlichen Bemühungen der letzten zwei Jahrzehnte hat sich in der Nachfolge Heinzes, dessen schlichte Klarheit noch stärker zu wirken vermochte als Reitzensteins Empfindungstiefe, solchen Begriffsuntersuchungen zugewandt, und gerade die Ausdrücke des politischen und gesellschaftlichen Lebens sind nun weitgehend verständlich geworden[32]. Die *digni-*

[32] Einen Überblick über die bis 1937 erschienenen Begriffsuntersuchungen bietet Burck a. O. (o. Anm. 26) 289. Als weitere Arbeiten dieser Art sind zu nennen: W. Altevogt, *Der Bildungsbegriff im Wortschatz Ciceros*, Diss. Münster i. W. 1940 (vgl. auch Jos. Niedermann. *Kultur. Werden und Wandlungen des Begriffs und seiner Ersatzbegriffe von Cicero bis Herder:* Biblioteca dell'Archivum Romanicum ser. 1, vol. 28, Florenz, Bibliopolis, 1941). – P. Boyancé, *Cum dignitate otium:* REA 43, 1941, 172ff. – K. Büchner, *Altrömische und horazische Virtus:* Ant. 15, 1939, 145ff. (vgl. auch M.-Th. Lebon, *La 'vera virtus' chez Horace.* Études Horatiennes = Trav. Fac. Philos. et Lettr. Bruxelles 7, 1937, 141ff.; *Felix Virtus:* Latomus 1, 1937, 165ff.*; ihre Thèse de doctorat *Études sur le mot virtus* [Brüssel 1935/36] und die Thèse de licence *La déesse Virtus sous la république romaine* [Brüssel 1934/35; s. Rev. belge de philol. 1936, 765. 1240*] scheint die Verfasserin nicht für eine Veröffentlichung ausgearbeitet zu haben). – K. H. Heuer, *Comitas-Facilitas-Liberalitas*, Diss. Münster i. W. 1941. – H. U. Instinsky, *Consensus universorum:* Herm. 75, 1940, 265ff. (dazu F. Altheim, *Italien und Rom* [s. u. Anm. 58] 2, 236ff.). – F. Klose, *Altrömische Wertbegriffe (honos und dignitas):* NJbb 1, 1938, 268ff. – E. Knierim, *Die Bezeichnung 'dux' in der politischen Terminologie von Cicero bis Juvenal*, Diss. Gießen 1939. – E. Köstermann, *Status als politischer Terminus in der Antike:* RhM 86, 1937, 225ff. – L. Krattinger, *Der Begriff des Vaterlandes im republikanischen Rom*, Diss. Zürich 1944. – K. Maróth, *Amicitia:* Acta Univers. Szegediniensis, sect. philol.-hist. 13, 1, 1939* (vgl. auch W. Allen, *On the friendship of Lucretius with Memmius:* CPh 33, 1938, 167ff.). – O. Mauch, *Der lateinische Begriff disciplina*, Diss. Basel 1941 (s. auch H.-I. Marrou, *Augustin et la fin de la culture antique*, Paris 1938, 549ff.). – G. Möbus, *Nobilis* (s. Anm. 16). – V. Pöschl, *Grundwerte römischer Staatsgesinnung in den Geschichtswerken des Sallust*, Berlin, De Gruyter, 1938 (über *virtus, labor, industria, disciplina militaris; moderatio, modestia, pudor, aequitas, continentia; imperium iustum, clementia, fides, gratia, beneficia, amicitia*). – M. Radin, *Imperium:* Studi in onore di Salvatore Riccobono 2, Palermo 1936, 21ff. (s. auch A. Heuß, ZRG 64, 1944, 57ff. [u. Anm. 72]). – E. Remy, *La conception cicéronienne de la gravitas et quelques notices connexes:* Nova et Vetera 4, 1921, 5ff.* (vgl. auch o. Anm. 24). – H. Roloff, *Maiores bei Cicero*, Diss. Leipzig 1938. – J. Stroux, *Imperator:* Ant. 13, 1937, 197ff. (s. auch G. de Sanctis, Studi Riccobono 2, 55ff.). – G. J. ten Veldhuys, *De misericordiae et clementiae apud Senecam philosophum usu atque ratione*, Diss. Utrecht 1935. – H. Volkmann, *Mos maiorum als Grundzug des augusteischen Prinzipats:* NBA 246ff. – H. Wagenvoort, *Princeps:* Philol. 91, 1936, 206ff. 323ff. (s. a. R. Meister, *Der Staatslenker in Ciceros De re publica:* WSt. 57, 1939, 57ff. Staedler a. O. [o. Anm. 30]. Drexler, AS 6, 1941, 41ff.); ders., *Imperium. Studien over het manabegrip in zede en taal der Romeinen*, Amsterdam 1941. – M. Walther, *Pondus-Dispensatio-Dispositio*, Diss. Bern 1941. – E. Wistrand, *Gratus, grates, gratiosus:* Eranos 39, 1941, 17ff. (zu Hj. Frisk, ebd. 38, 1940, 26ff.); ders., *Invidia:* Eranos 44, 1946, 355ff. – In sehr förderlicher Weise sind vielfach auch die Begriffe aus dem Bereiche der Kaiserherrschaft erörtert worden, wie sie sich vor allem auf den Münzen darbieten. Das Vorbild der neueren Untersuchungen war F. Cumonts Aufsatz über die Ewigkeit der römischen Kaiser: Rev. d'hist. et de la littérat. relig. 1, 1896, 435ff. Von den zahlreichen hier in Frage kommenden Arbeiten seien genannt: E. Berlinger, *Beiträge zur inoffiziellen Titulatur der römischen Kaiser*, Diss. Breslau 1935. – M. P. Charlesworth, *The virtues of the Roman emperor:* ProceedBritAcad. 23, 1937 (darin verarbeitet der frühere Aufsatz über *providentia* und *aeternitas:* Harvard Theolog. Rev. 29, 1936, 107ff.; s. auch C. H. V. Sutherland, JRS 28, 1938, 129ff. [über die *clementia* des Tiberius]. H. Lange, ZRG 52, 1932, 296ff. [über *aequitas* und *iustitia* auf Münzen]); ders., *Pietas and Victoria:* JRS 33, 1943,

tas eines Römers, das ist seine gesellschaftliche Stellung und der aus ihr sich ableitende Anspruch auf Berücksichtigung seitens der Öffentlichkeit, wird mit seiner *auctoritas*, diesem inneren Werte, in Zukunft vermutlich nicht mehr verwechselt werden. Die *auctoritas* selbst jedoch darf ebenso wie die *fides* mit einigen andern lateinischen Worten zusammengebracht werden, die in übereinstimmender Weise als Eigenschaften des Menschen eine Wirkungskraft bezeichnen. Solche 'dynamischen' Worte, wie man sie vielleicht nennen darf, scheinen sich bei den Griechen seltener zu finden, und eben dieses ist der Grund dafür, daß in der griechischen Fassung des Leistungsberichtes des Augustus die Wiedergabe der *auctoritas*, für die man das spannungslose Wort *ἀξίωμα* verwendete, nicht gelingen konnte. Auch die *gratia* etwa, deren politische Bedeutung vor kurzem behandelt ist: die 'Beliebtheit' also und das Wirkungsvermögen, über das jemand durch seine gesellschaftlichen Beziehungen und Abhängigkeitsverhältnisse verfügt[33], wird sich im Griechischen nicht zutreffend ausdrücken lassen. Der *labor* dagegen und die *industria*, zwei aus der alten bäuerlichen Welt stammende urrömische Begriffe, die trotz ihrer überragenden Wichtigkeit bisher noch kaum gewürdigt sind, besitzen in dem griechischen *πόνος* ein Gegenstück, das in ähnlicher Weise erhellend ist wie beispielsweise die *εἰρήνη* neben der *pax*. Denn während bei den Griechen, deren Lebensziel in der *σχολή* bestand, die Arbeit zumeist nur als Mühsal und als eine Last empfunden wurde, die den Menschen niederdrückt, galt bei den Römern – sofern sie nicht wie etwa die Elegiker grundsätzlich im Widerspruche zu den überlieferten Anschauungen standen[34] – die *industria*, das heißt die Bereitschaft zu

1ff. – H. U. Instinsky, *Kaiser und Ewigkeit:* Herm. 77, 1942, 313ff. – E. Köstermann, *Statio principis:* Philol. 87, 1932, 358ff. 430ff. (s. auch J. Béranger, REL 21/22, 1945, 32f. 144ff.). – F. Muller Izn, *Augustus:* MededeelAkadAmsterdam, Afd. Letterkunde Deel 63 Ser. A Nr. 11, 1927, 275ff. (dazu Premerstein, PhW 49, 1929, 845ff.; Gagé, Mélang. d'archéol. et d'hist. 48, 1931, 75ff.). – F. Sauter. *Der römische Kaiserkult bei Martial und Statius* (TübBeitr. 21), Stuttgart 1934. – K. Scott, *The imperial cult under the Flavians*, Stuttgart 1936. – Unter den zahlreichen Abhandlungen über rechtliche Begriffe sind außer den oben Anm. 26 und 31 genannten Arbeiten von allgemeinerer Bedeutung: Chr. H. Brecht, *Perduellio* (= Münchn. Beitr. z. Papyrusforschg. u. antik. Rechtsgesch. 29), München 1938 (sehr klärend insbesondere für Liv. 1, 26); dazu *Perduellio und Maiestas:* ZRG 64, 1944, 354ff. – R. Düll, *Vom Vindex zum Iudex:* ZRG 54, 1934, 98ff.; 55, 1935, 9ff. (kühn G. Devoto, in: Studi E. Besta [s. u. Anm. 64] 1, 547ff. und *Storia della lingua di Roma* [s. u. Anm. 55] 29, der das Wort *vindex* mit **wen* = Familie zusammenbringt und es erklärt als «quello che rivendica diritti particolari derivanti del fatto di appartenere alla stessa comunità gentilizia»). – V. Georgescu, *Études de philologie juridique et de droit romain* 1, Paris 1940* (bes. über *causa*; vgl. Lemosse, REL 21/22, 1945, 292ff.). – M. Kaser, *Mores maiorum und Gewohnheitsrecht:* ZRG 59, 1939, 52ff.; ders., *Der Inhalt der patria potestas:* ZRG 58, 1938, 62ff. (s. auch E. Burck, *Die altrömische Familie:* NBA 5ff.). – H. Krüger und M. Kaser, *Fraus:* ZRG 63, 1943, 117ff. – R. Orestano, *Dal ius al fas:* BullIstDirRom. 46, 1939, 194ff.*. – L. Pommeray, *Étude sur l'infamie en droit romain*, Paris 1937* (dazu B. Kübler, ZRG 58, 1938, 298ff.). – Fritz Schultz, *Prinzipien des römischen Rechts*, München 1934 (s. insbes. S. 112ff. über *auctoritas*, 128ff. über *humanitas*, 151ff. über Treue). – L. Wenger, *Vinctus:* ZRG 61, 1941, 355ff.

[33] Siehe Wistrand a. O. (vor. Anm.).

[34] Über die Haltung Catulls und der römischen Elegiker spricht mit feinstem Verständnis U. Knoche, *Eine römische Wurzel lateinischer Persönlichkeitsdichtung:* NJbb 3, 1940, 238ff. (vgl. auch B. Otis, *Horace and the Elegists:* TAPhA 76, 1945, 177ff.). Von nicht geringerer Bedeutung ist Knoches ebenfalls an dieser Stelle zu erwähnende Arbeit über den *Beginn des römischen Sittenverfalls:* NJbb 1, 1938, 99ff. 145ff.

rastloser, angestrengter Tätigkeit, als einer der stolzesten menschlichen Werte, und in dem *labor* sah man die Gewähr nicht nur für glückliche Erfolge und damit für die erstrebte Achtung in der Öffentlichkeit, sondern auch für die innere Ruhe, die das Gefühl der erfüllten Pflichten verleiht. Auch in dieser Bewertung der Arbeit ist der Unterschied zwischen der griechischen und der römischen Welt bis in die christliche Zeit erhalten geblieben[35]: dem abendländischen Wahlspruche des *Ora et labora* hat das östliche Mönchstum nichts Ähnliches an die Seite zu stellen.

Aus der Fülle der Begriffe, an denen sich das Wesen des Römertums ablesen läßt, seien zum Abschluß dieser Betrachtung noch zwei erwähnt, deren genauere Erläuterung uns vordringlich erscheint: die *cura* und das *consilium*. Auch die *cura*, die Sorge, ist – weit mehr als die griechische φροντίς – eine wirkende und ordnende Kraft, und es entspricht durchaus ihrer Bedeutung, daß in der Kaiserzeit so viele staatliche Ämter und Pflichten mit diesem Worte und seinen Ableitungen bezeichnet werden. Aber die Sorge, die den ständig wachen und dabei triebhaft vorwärtsdrängenden Römer niemals verläßt, kann auch zur Lebensangst werden, die das ganze Dasein verdüstert. Die *metus hominum curaeque sequaces*, die durch keine Waffen sich verscheuchen und durch kein Gold und keinen Purpur sich blenden lassen, hat schon Lukrez (2, 47ff.) in unvergeßlichen Worten beschrieben[36]. Dieselbe doch wohl altrömische Vorstellung von der Sorge, die untrennbar mit dem Menschen verbunden ist, begegnet bei Horaz in einer bisher kaum recht beachteten, aber ungemein aufschlußreichen Schilderung seiner eigenen, so gar nicht heiteren Stimmungen (sat. 2, 7, 112ff.):

> non horam tecum esse potes, non otia recte
> ponere, teque ipsum vitas fugitivus et erro,
> iam vino quaerens, iam somno fallere curam,
> frustra: nam comes atra premit sequiturque fugacem.

---

[35] Über die Auffassung der Arbeit in der antiken und in der christlichen Welt s. etwa J. Brake, *Wirtschaften und Charakter in der antiken Bildung*, Frankfurt, G. Schulte-Bulmke, 1935; weniger tiefdringend H. Larmann, *Christliche Wirtschaftsethik in der spätrömischen Antike*, Berlin, Furche-Verlag, 1935; fleißig H. Holzapfel, *Die sittliche Wertung der körperlichen Arbeit im christlichen Altertum*. Diss. theol. Würzburg 1941; s. auch A. T. Geoghegan, *The attitude towards labor in early Christianity and ancient culture*, The Catholic University of America, Studies in Christian Antiquity, 1945*. Über *labor* und *industria* als 'Grundwerte der römischen Staatsgesinnung' hat V. Pöschl in dem oben Anm. 32 erwähnten Buche gehandelt.

[36] Quod si ridicula haec ludibriaque esse videmus,
re veraque metus hominum curaeque sequaces
nec metuunt sonitus armorum nec fera tela,
audacterque inter reges rerumque potentes
versantur, neque fulgorem reverentur ab auro
nec clarum vestis splendorem purpureai,
quid dubitas quin omnis sit haec rationis potestas,
omnis cum in tenebris praesertim vita laboret?

Daß Lukrez in der Verbindung von *metus* und *cura* einem verbreiteten Sprachgebrauche folgt (vgl. Thes. Ling. Lat. s. v. *cura* 1470, 31ff.), sollte in den Kommentaren nicht unerwähnt gelassen werden (*timor* und *cura* Thes. a. O. 49f.; dazu Hor. 2, 16, 11. 15; 3, 1, 37. 40). Aber auch die Übereinstimmung zwischen der hier sich findenden Vorstellung der *curae*

Aus diesen Versen, die Horazens eigene quälende Nervosität wiedergeben, ist später die berühmte Schilderung menschlicher Unersättlichkeit in der ersten Römerode geworden (3, 1, 33ff.):

contracta pisces aequora sentiunt
iactis in altum molibus: huc frequens
caementa demittit redemptor
cum famulis dominusque terrae

fastidiosus: sed Timor et Minae
scandunt eodem quo dominus, neque
decedit aerata triremi et
post equitem sedet atra Cura.

Dagegen muß die dritte im überlieferten Horaztexte begegnende Erwähnung jener Cura, die sich dem Menschen an die Fersen heftet, als unecht betrachtet werden. Im 16. Gedichte des 2. Buches heißt es (V. 17ff.):

quid brevi fortes iaculamur aevo
multa? quid terras alio calentis
sole mutamus? patriae quis exsul
se quoque fugit?

scandit aeratas vitiosa navis
Cura nec turmas equitum relinquit,
ocior cervis et agente nimbos
ocior Euro.

laetus in praesens animus quod ultra est
oderit curare, et amara lento
temperet risu: nihil est ab omni
parte beatum.

Gegen die mittlere dieser drei Strophen, die bereits von Lehrs und Kießling gestrichen worden ist, hat Heinze in seinem Kommentare mehrere schwerwiegende Einwände vorgebracht. Nicht nur die ungewöhnliche Ähnlichkeit mit der soeben erwähnten Strophe der ersten Römerode ist befremdlich[37], sondern ebenso seltsam ist die Unklarheit des Bildes, das hier vorgeführt wird: während am Ende sehr stark, man möchte sagen: übertrieben stark die Geschwindigkeit der Cura hervorgehoben wird (der zweite Vergleich übrigens, *ocior Euro*, zeigt verdächtigerweise

sequaces und dem späteren Bilde der *cura*, die *expergefactum caput erigere infit* (5, 1207f.), verdient Beachtung: beidemal wird die *cura* gewissermaßen als ein beseeltes Wesen begriffen.

[37] Vergleichen läßt sich wohl nur die Übereinstimmung zwischen c. 3, 25, 20 *cingentem viridi tempora pampino* und c. 4, 8, 33 *ornatus viridi tempora pampino*. Jedoch ist der zweite dieser beiden Verse, wie Lachmann erkannt hat, unecht (vgl. Jachmann, Philol. 90, 1935, 349f. [s. u. Anm. 110]; ein wenig ansprechender Versuch, den Vers zu rechtfertigen, bei Dornseiff, Philol. 95, 1942/43, 166ff.).

eine sicherlich nicht naheliegende Wendung, die zweimal ebenso in der Aeneis begegnet [Aen. 8, 223; 12, 733]), wird am Anfang der Blick auf etwas ganz anderes gelenkt. Denn dort ist von Kriegsschiffen und Reiterschwadronen die Rede, und diese lassen eher an Lukrezens *curae sequaces* denken, die nicht etwa schnell, sondern zäh und dreist waren und vor keiner Rangstellung und keinem Waffenlärm Scheu hatten. Den unmittelbaren Anstoß freilich zur Erwähnung der *aeratae naves* und der *turmae equitum* kann nur die Strophe der Römerode gegeben haben, auch wenn dort die *aerata triremis* und der eine davonjagende Reiter etwas anderes bedeuten als hier die Kriegsschiffe und die bewaffneten Schwadronen[38]. Da aber die Römerode doch wohl später verfaßt ist als das Gedicht des zweiten Buches, würde ein Widerspruch zwischen diesem Abhängigkeitsverhältnis und der Zeitstellung der beiden Gedichte bestehen, sofern man sich nicht entschlösse, die fragliche Strophe auszusondern: wer sie also wirklich des Horaz für würdig hält, sollte auch noch erklären, wie Horaz dazu gekommen ist, sein eigenes Gedicht mit einem solchen Zusatze nachträglich zu belasten. Trotz diesen Tatsachen haben in den Dreißigerjahren nacheinander drei so sichere Gelehrte wie Ed. Fraenkel, K. Latte und P. J. Enk die verdächtige Strophe in Schutz genommen und ihren Inhalt zu rechtfertigen versucht[39]. Es wird also nützlich sein, noch einen weiteren Grund anzuführen, der die Vermutung, die Strophe sei unecht, zu festigen vermag. Dieser Grund bietet sich in dem sonderbaren Worte dar, mit dem die Cura hier gekennzeichnet wird. *vitiosa* wird sie genannt, das heißt 'mit Fehlern und Mängeln behaftet, krank, lasterhaft'[40]. Keine dieser Eigenschaften aber ist der bedrängenden und beängstigenden Cura angemessen, die von Horaz selbst mit einem Worte, das ihm nahelag, als *atra* beschrieben worden ist, während andere Schriftsteller die Sorge nicht weniger passend zum Beispiel als *acris*, *aegra*, *anxia*, *assidua*, *dura*,

[38] Die Vorstellung von dem rastlosen Dahineilen zu Wasser und zu Lande, wie sie die erste Römerode bietet, ist später von Horaz selbst mit einem Satz aus der 16. Ode des 2. Buches (V. 18f.) verbunden worden in epist. 1, 11, 27ff. *caelum, non animum mutant qui trans mare currunt. strenua nos exercet inertia, navibus atque quadrigis petimus bene vivere.*

[39] Ed. Fraenkel, *Das Pindargedicht des Horaz:* SBHeidelbAk. 1932/33, Abh. 2, S. 5 Anm. 3. K. Latte, Philol. 90, 1935, 298. P. J. Enk, Mnemos. 4, 1936, 166f.; ebenso G. Daniels, *Die Strophengruppen in den Horazoden*, Diss. Königsberg Pr. 1940, 42f. Standhaft geblieben sind F. Klingner, Horazausgabe, Leipzig, Teubner, 1939, und K. Büchner, BursJber. 267 (Horaz), 1939, 135f., der mit vollem Recht bemerkt, daß Horaz nach V. 11f., wo er von den *curae laqueata circum tecta volantes* gesprochen hatte, nicht noch einmal in einer besonderen Strophe die Cura erscheinen lassen durfte; so übrigens in früheren Auflagen seines Horazkommentares auch Heinze, der diesen Grund merkwürdigerweise nicht festgehalten hat; vgl. auch Jachmann a. O. (o. Anm. 37) 349. Gute Bemerkungen zur ganzen Ode (unter Anerkennung der fraglichen Strophe) bei H. B. Jaffee, *Horace*, Diss. Chicago 1944 (s. u. Anm. 101), 38ff.

[40] Das Wort wird in den Kommentaren im allgemeinen recht oberflächlich behandelt, sofern es nicht – wie sogar von Heinze – gänzlich übergangen wird (s. etwa F. W. Doering, 1830: «inter alia vitia homini adhaerens; J.C. Orelli, 1837 und in allen folgenden Auflagen: «morbosa, ex mentis vitio orta»; Lucian Müller, 1882: «krankhaft wird die Sorge genannt, weil sie einem krankhaften Zustand des Gemüts entspringt»; C. Nauck - P. Hoppe, 19. Aufl., 1926: «Cura bezeichnet den krankhaften Zustand eines von Verlangen bald, bald von Furcht, bald von Langeweile gepeinigten Innern»; F. Plessis, 1924: «le Souci mauvais, corrompu et, par conséquent, puisqu'il s'attache à nous, corrupteur»). Einzig Chr. Wilh. Mitscherlich, der sich übrigens auch über die erzbeschlagenen Schiffe und die Reitergeschwader Gedanken

gravis, *maesta*, *molesta*, *pavida*, *sollicita*, *tristis* und *vigil* bezeichnet haben[41]. So wird sich in diesem Falle durch die Klärung der mit einem einzelnen Worte verbundenen Vorstellungen auch eine der umstrittensten Echtheitsfragen entscheiden lassen.

Endlich soll noch von dem *consilium* kurz die Rede sein[42]. Es scheint, daß in diesem Ausdrucke, der das ruhige Überlegen bezeichnet, einer der ältesten römischen Wertbegriffe vorliegt. «Glaubt nicht», läßt Sallust Catil. 52, 19ff. seinen Cato sagen, «daß unsere Vorfahren durch Waffen den Staat aus seiner Kleinheit zur Größe gebracht haben[43]. Wenn dem so wäre, so müßte er, wie wir ihn jetzt besitzen, der allerschönste sein: denn an Bundesgenossen und Bürgern, zudem an Waffen und Pferden stehen uns größere Mengen zu Gebote als ihnen. Sondern anderes war

---

gemacht hat (s. u.), bietet eine beachtliche Erklärung (Horazausgabe v. J. 1815): «iam quaevis affectio, *πάθος*, vitium animi, h. morbus; illa enim animus consumitur, exeditur. hinc animus, ita affectus, vitiosus, et ipsae affectiones, quae animum vitiosum reddunt, conficiunt, ut amor, aegritudo, cupiditates caet., docte vitiosae dicuntur. sic 'vitiosa libido' nostro est Epp. 1, 1, 85 et h. l. Cura vitiosa. nescio tamen, an satis commode h. l. ita dicta sit; abducimur enim sic a persona ad rem significatam». Daß die Bezeichnung *vitiosa* für die Cura nicht paßt, hat Mitscherlich also feinfühlig empfunden, und er hat sich auch nicht durch die von ihm herangezogene Stelle der Episteln, wo von der *vitiosa libido* die Rede ist, beschwichtigen lassen (auf Mitscherlich scheint Bezug zu nehmen F. Plessis in der mir nicht verständlichen Fortsetzung seiner oben ausgeschriebenen Erläuterung: «*Cura* paraît ici personnifié; mais il ne faut pas en donner pour raison que *vitiosus* ne convient qu'à un nom de personne ou de chose personnifiée; voy. Epist. 1, 1, 85 *vitiosa libido* et dans la Rhétorique d'Hérennius 2, 29, 46 *exemplum vitiosum*»). In der Tat ist dadurch, daß Horaz in einem seiner Briefe die *libido* als *vitiosa* bezeichnet hat, keineswegs erwiesen, daß er auch in seiner Odendichtung dieses Beiwort mit der Cura habe verbinden können: was in der philosophischen Erörterung die angemessene gedanklich-wertende Bezeichnung eines menschlichen Fehlers war, mußte gerade als solche in der dichterischen Veranschaulichung der Cura, die wie bei Lukrez als ein beseeltes Wesen empfunden wurde (vgl. o. Anm. 36), die Sinnfälligkeit der Schilderung beeinträchtigen. Dagegen bietet sich c. 3, 1, 40 die düstere Gestalt der *atra Cura* sehr einprägsam dem Blicke dar, wie auch c. 3, 14, 13f. und c. 4, 11, 35f. die *atrae curae* sowie c. 2, 11, 18 die *edaces curae* in voller Deutlichkeit sichtbar sind (vgl. c. 1, 18, 4 *mordaces sollicitudines*; weniger anschaulich wiederum in der Satirendichtung s. 1, 2, 110 die *graves curae*). Daß Horaz, der solche Bilder zu schaffen wußte, sich einmal dazu verstanden habe, die kräftig handelnde Cura als *vitiosa* zu bezeichnen, ist geradezu undenkbar. – Nützlich ist es übrigens auch zu verfolgen, welche Schwierigkeiten die Erklärung der *turmae equitum* bereitet hat. Die sorgfältigsten Erwägungen finden sich wiederum bei Mitscherlich, der sich am Ende ebenso entscheidet wie vor ihm schon Christ. David Jani (1778) in der kurzen Bemerkung: «de militia, sed malim exquisitius dictum putare pro numeroso comitatu equestri hominis terra iter facientis». Dagegen dann Orelli (1837) sehr bestimmt, aber nicht überzeugender: «proprie accipiendum de equitibus in bellum proficiscentibus, hos angit vel suorum desiderium vel praedae cupido vel mortis timor».

[41] Vgl. Thes. Ling. Lat. a. O. 1474, 15ff.

[42] Zum Folgenden vgl. H. Fuchs, *Zur Verherrlichung Roms und der Römer in dem Gedichte des Rutilius Namatianus:* Basler Zs f. Gesch. u. Altertumskunde 42, 1943 (= Festband für Felix Staehelin), 37ff.

[43] *nolite existumare maiores nostros armis rem publicam ex parva magnam fecisse*; zum Ausdruck vgl. 51, 42 *virtus atque sapientia maior illis fuit, qui ex parvis opibus tantum imperium fecere*; Cic. pro Rosc. 50 *maiores nostri ... ex minima tenuissimaque re publica maximam et florentissimam nobis reliquerunt*; pro Cael. 39 *ex hoc genere illos Fabricios esse arbitror, Camillos Curios omnesque qui haec ex minimis tanta fecerunt*; Suet. August. 31 *honorem memoriae ducum praestitit qui imperium populi Romani ex minimo maximum reddidissent.* Landgraf zu Cic. pro Rosc. a. O. · Volkmann, NBA (o. Anm. 32) 257 Anm. 1. Die Rede- und Anschauungsweise ist dieselbe wie im Gebet des Censors *quo dii immortales, ut populi Romani res meliores ampliosresque facerent, rogabantur* (Val. Max. 4, 1, 10).

es, was sie groß gemacht hat, und dieses fehlt uns: im Innern Arbeitsfreude, draußen gerechte Herrschaft, die freie Kraft des Denkens, die weder in Schuld noch in Leidenschaft verstrickt ist (*domi industria, foris iustum imperium, animus in consulundo liber, neque delicto neque lubidini obnoxius*)». Daß sich die Menschen durch die Freude und insbesondere durch die Siegesfreude *a recte consulendo atque intellegendo* abbringen lassen, ist eine Erkenntnis, die der alte Cato in seiner Rede für die Rhodier warnend vorgetragen hat[44]. Ganz entsprechend wird von Cicero in der Rede pro Marcello, also vor dem siegreichen, aber zur Milde bereiten Caesar, die *iracundia* des Siegers als *inimica consilio* bezeichnet (§ 9). Daß in diesen Worten altrömisches Denken fortwirkt, ist nicht nur an sich wahrscheinlich, sondern wird bestätigt durch den sichtlich auf Älteres zurückgreifenden Lehrsatz des Publilius

---

[44] Cato b. Gell. 6, 3, 14 (= Orig. lib. 5 fr. 1 p. 21sq. Jord. = fr. 95 Peter, Hist. Rom. Rell.[2] p. 85) *scio solere plerisque hominibus rebus secundis atque prolixis atque prosperis animum excellere atque superbiam atque ferociam augescere atque crescere. quo mihi nunc magnae curae est, quod haec res tam secunde processit, ne quid in consulendo advorsi eveniat quod nostras secundas res confutet, neve haec laetitia nimis luxuriose eveniat. advorsae res edomant et docent quid opus siet facto, secundae res transvorsum trudere solent a recte consulendo atque intellegendo.* Die Warnung vor den Gefahren des Erfolges ist wie den Griechen so auch den Römern seit alters geläufig gewesen. Schon in den Sententiae des Appius Claudius findet sich die Erkenntnis ausgesprochen, daß es im Glück darauf ankommt *animi compotem esse, ne quid fraudis stuprique ferocia pariat* (b. Festus p. 307 M = Diehl, Poet. Rom. Vet. Rell. p. 4 fr. 13a; vor dem ersten Worte des Verspaares steht in der Überlieferung die Buchstabengruppe *qui*, die Leo zu ⟨*ae*⟩*qui* ergänzen wollte [zuletzt *Gesch. d. röm. Literatur*, Berlin 1912, 43 Anm. 1; richtiger L. Havet bei P. Lejay, Rev. de philol. 44, 1920, 133f.: *tui animi compote es*]; jedoch wird hier nicht etwa der 'Gleichmut' verlangt, sondern die gerade zu Zeiten des Glücks auf die Probe gestellte freie Betätigung des *animus*, so wie sie in Sallusts Catilina 52, 21 [s. o. im Text] der jüngere Cato bei den Vorfahren verwirklicht gesehen hat und wie ebd. 51, 1ff. Caesar sie für die Gegenwart gefordert hatte, wenn er sagte: *omnis homines ..., qui de rebus dubiis consultant, ab odio amicitia ira atque misericordia vacuos esse decet. haud facile animus verum provident, ubi illa officiunt ... ubi intenderis ingenium, valet; si lubido possidet, ea dominatur, animus nihil valet;* vgl. Fuchs a. O. [o. Anm. 42] 45 Anm. 22; zum Ausdruck *compos animi* [s. auch Hor. 3, 29, 41 *potens sui;* Seneca ep. 12, 9 *securus sui possessor;* Gegenbegriff die *impotentia*] s. Thes. Ling. Lat. 3, 2136, 50ff.; s. auch gleich unten die Livius-Stelle). Es entsprach demnach altrömischem Denken, wenn bei Anlaß desselben großen Erfolges, der den alten Cato beunruhigt hatte, auch der siegreiche Aemilius Paulus sich verpflichtet fühlte, zur Bescheidenheit zu mahnen. Als ihm nach der Schlacht bei Pydna der bezwungene König Perseus gegenüberstand, wandte Paulus sich, nachdem er mit milden Worten zu dem König geredet hatte, an seine eigene Umgebung und zeigte ihr – in römischer Weise durch das menschliche Beispiel belehrend (vgl. Hor. 1, 4, 105ff.; s. auch Volkmann, NBA [o. Anm. 32] 255ff.) – an dem Schicksal des Königs, wie unbeständig das Glück und wie falsch alle Überheblichkeit sei (Polyb. 29, 20, vol. 4 p. 259 Büttn.-Wobst [= Diod. 30, 31]: *ὁ δὲ μεταλαβὼν τὴν Ῥωμαϊκὴν διάλεκτον παρεκάλει τοὺς ἐν τῷ συνεδρίῳ βλέποντας εἰς τὰ παρόντα, δεικνὺς ὑπὸ τὴν ὄψιν τὸν Περσέα, μήτε μεγαλαυχεῖν ἐπὶ τοῖς κατορθώμασι παρὰ τὸ δέον μήτε βουλεύεσθαι μηδὲν ὑπερήφανον μηδ' ἀνήκεστον περὶ μηδενός, μήτε καθόλου πιστεύειν μηδέποτε ταῖς παρούσαις εὐτυχίαις, ἀλλ' ὅτε μάλιστά τις κατορθοίη κατὰ τὸν ἴδιον βίον καὶ κατὰ τὰς κοινὰς πράξεις, τότε μάλιστα παρεκάλει τῆς ἐναντίας τύχης ἔννοιαν λαμβάνειν ...*; danach Liv. 45, 8, 6f. *exemplum insigne cernitis, inquit, mutationis rerum humanarum. vobis hoc praecipue dico, iuvenes. ideo in secundis rebus nihil in quemquam superbe ac violenter consulere decet nec praesenti credere fortunae, cum, quid vesper ferat, incertum sit: is demum vir erit, cuius animum neque prospera flatu suo efferet nec adversa infringet*; s. auch Plut. Aem. Paul. 27 u. 36). Unter denen, die so von Paulus ermahnt wurden, befand sich auch sein Sohn Publius, der später als P. Cornelius Scipio Aemilianus berühmt werden sollte. Daß die Worte, die der Vater gesprochen hatte, in dem Sohne lebendig geblieben sind, beweist der Satz, den Panaitios von ihm gehört und den er, doch wohl deswegen, weil er in ihm die eigentümlich römische Geistesart ausgeprägt sah, als Scipios Lehre in sein Werk über die Pflichten aufgenommen hat: *ut equos*

Syrus: *consilio melius vincas quam iracundia* (sent. 110)[45]. Mit der richtigen Überlegung muß allerdings, wenn man sich in der Welt behaupten will, die Kraft verbunden sein. Schon Gorgias hatte von den Athenern gesagt, daß sie in gleicher Weise *γνώμην καὶ ῥώμην* gepflegt hätten[46]. Dasselbe Begriffspaar, das als *ἀνδρεία* und *σύνεσις* auch dem Polybios geläufig war und ihm zum Erfassen der römischen Geschichte diente[47], wird später von den Römern in Anspruch genommen, um ihren Aufstieg zur Macht zu deuten. *maiores nostri ... neque consilii neque audaciae umquam eguere*, sagt Caesar in der großen Rede, die Sallust ihn im Catilina halten läßt (51, 37)[48]. Mit stärkerer Betonung des *consilium*, wie sie dem vorliegenden Beweiszwecke angemessen war, hat Cicero in seiner ersten großen politischen Rede, pro Sex. Roscio Amerino (69), einen ähnlichen Gedanken zum Ausdruck gebracht: *maiores nostros non modo armis plus quam ceteras nationes, verum etiam consilio sapientiaque potuisse*[49]. Ins Allgemeingültige aber hat Horaz jene griechisch-römische Auffassung, daß Kraft und Geist zusammenwirken müssen, erhoben, als er das eherne Gesetz niederschrieb (c. 3, 4, 65):

vis consili expers mole ruit sua.

Die Beschäftigung mit einzelnen Begriffen der römischen Sprache hat uns zunächst verschiedene Wesenszüge des Römertums kennen lernen lassen und sodann ihre Selbstauffassung, das heißt also die Art, wie sie sich selber gesehen und ihr Handeln gedeutet haben, in einem Beispiele vor Augen geführt. Jener Lehre von

---

propter crebras contentiones proeliorum ferocitate exultantes domitoribus tradere soleant, ut is facilioribus possint uti, sic homines secundis rebus ecfrenatos sibique praefidentes tamquam in gyrum rationis et doctrinae duci oportere, ut perspicerent rerum humanarum imbecillitatem varietatemque fortunae (Cic. off. 1, 90; als «ein Stück römischer *religio*» wird die hier zutagetretende Haltung richtig gewürdigt von V. Pöschl, *Römischer Staat und griechisches Staatsdenken bei Cicero* [s. u. Anm. 104], Berlin 1936, 184 Anm. 112, wo zur Begründung dieser Auffassung das bedeutsame Kapitel 36 in Plutarchs Leben des Aemilius Paulus wie auch der aufschlußreiche Vers des Ennius ann. 547 *at Romanus homo, tamenetsi res bene gesta est, corde suo trepidat* herangezogen wird; s. auch E. Dutoit, REL 20, 1942, 101f.).

[45] Zur Weltbetrachtung des Publilius Syrus s. K. Büchner, Ant. 15 (o. Anm. 32), 145ff.

[46] Gorg. or. funebr., Vorsokr. 82 B 6, II p. 286, 2 Diels-Kranz *δισσὰ ἀσκήσαντες μάλιστα ὧν δεῖ, γνώμην ⟨καὶ ῥώμην⟩, τὴν μὲν βουλεύοντες, τὴν δ' ἀποτελοῦντες ...*; danach das Epigramm auf Demosthenes bei Plut. Demosth. 30 *εἰπερ ἴσην ῥώμην γνώμῃ, Δημόσθενες, εἶχες, οὔποτ' ἂν Ἑλλήνων ἦρξεν Ἄρης Μακεδών*. Vgl. G. Colin, REG 51, 1938, 374. 384.

[47] Polyb. b. Diod. 32, 2; dazu Fuchs a. O. (o. Anm. 42) 49; die beiden Worte nebeneinander auch bei Demosth. or. funebr. 17; *ἀνδρεία* und *φρόνησις* bei Hypereid. or. funebr. 38. Colin a. O. Zum Begriffspaar Kampfkraft und Klugheit an sich s. E. R. Curtius, Zs f. roman. Philol. 58, 1938, 200ff.

[48] Aus derselben Anschauung heraus verkündet bei Plutarch Rom. 28 der entrückte Romulus, daß die Römer *σωφροσύνην μετ' ἀνδρείας ἀσκοῦντες ἐπὶ πλεῖστον ἀνθρωπίνης ἀφίξονται δυνάμεως*.

[49] Im Ausdruck ganz ähnlich Liv. 30, 42, 16 in einer Rede des Karthagers Hasdrubal: *populum Romanum eo invictum esse, quod in secundis rebus sapere et consulere meminerit.* – Das *sapere* steht hier neben dem *consulere* entsprechend der Bedeutung, die der Begriff der *sapientia* für die Römer und ihre Selbstauffassung besitzt (s. etwa Cic. de cons. 2, 69, p. 70 Baehr.-Morel [= de divin. 1, 21]) und die genauer zu erfassen eine dankbare Aufgabe wäre (so auch K. Büchner, BursJber. 267 [Horaz], 1939, 35). – *consilium* und *arma* als Gegenbegriffe schon bei Ennius ann. 222 *quantum is consiliis quantumque potesset in armis* (so die von J. Stroux aus dem überlieferten *quantis consiliis* ... ermittelte Textfassung [s. W. Jaeger, Herm. 51, 1916, 310ff.], die von allen neueren Herausgebern des Ennius übersehen worden ist); s. ferner etwa Cic. rep. 2, 59. Florus epit. 1, 13, 14.

der Kraft und der Klugheit, die nur gepaart den Sieg zu erringen vermögen, könnten manche andere Gedanken zur Seite gestellt werden, die ebenfalls in der Auseinandersetzung mit der römischen Geschichte gewonnen worden sind. Zwei von ihnen dürfen wir uns wiederum in der knappen Fassung einprägen, die Horaz ihnen gegeben hat. Die noch im späten Altertum lebendige und darum sehr eingehend auch von Augustin bekämpfte Überzeugung, daß die römische Herrschaft nicht zuletzt der römischen Frömmigkeit zu verdanken sei, hat Horaz mit den Worten *dis te minorem quod geris, imperas* in die 6. Römerode aufgenommen (c. 3, 6, 5), und die römische Fähigkeit, alle Schicksalsschläge kraftvoll überwindend sich durch das Unheil nicht schwächen, sondern im Gegenteile stärken zu lassen (eine Fähigkeit, an die sich noch Rutilius Namatianus in der Not seiner Zeit erinnerte 1, 139/40: *illud te reparat quod cetera regna resolvit: ordo renascendi est crescere posse malis*), ist von Horaz in den vier Worten *merses profundo, pulcrior evenit* auf eine unüberbietbar einfache Formel gebracht worden (c. 4, 4, 65). Daß auch in diesen beiden Sätzen des Horaz – ebenso wie in der Lehre von der *vis consili expers* – altes römisches Gedankengut geformt vorliegt, läßt sich wiederum dadurch erweisen, daß schon bei Polybios dieselben Vorstellungen begegnen[50]. Ein anderer Grundgedanke der römischen Selbstauffassung, die Überzeugung von der Gerechtigkeit des römischen Handelns, hat sich aus dem Werke des Polybios geradezu in seiner ältesten schriftstellerischen Ausprägung wiedergewinnen lassen. In einer gewichtigen Abhandlung vom Jahre 1933 hat Matthias Gelzer gezeigt, wie die Geschichtsschreibung des Fabius Pictor, die sich in ihrer griechischen Sprache vor allem an die hellenische Kulturwelt wandte und dort für das kämpfende römische Volk um Verständnis warb, ihr Ziel dadurch zu erreichen suchte, daß sie insbesondere die Gerechtigkeit der Römer und ihre Hilfsbereitschaft gegenüber den Schwachen, die von Stärkeren bedroht waren, bei jeder sich ergebenden Gelegenheit hervorgehoben hat[51]. Auch an den Vortrag, den Heinz Haffter im

---

[50] H. Fuchs, *Der geistige Widerstand gegen Rom in der antiken Welt*, Berlin 1938, 28 Anm. 6 u. 9; s. auch W. Gernentz, *Laudes Romae*, Diss. Rostock 1918, 80ff. 90ff.; nicht ausreichend F. Christ, *Die römische Weltherrschaft in der antiken Dichtung* (= TübBeitr. 31), Stuttgart 1938, 149ff.; vgl. E. K. Rand, *The building of eternal Rome*, Cambridge, Mass., Harvard Univers. Press, 1943, 13. 16.

[51] M. Gelzer, *Römische Politik bei Fabius Pictor:* Herm. 68, 1933, 129ff. Nicht weniger belangreich sind drei weitere Aufsätze Gelzers über Fragen der römischen Geschichtsschreibung. In der Abhandlung über den *Anfang der römischen Geschichtschreibung*: Herm. 69, 1934, 46ff. hat Gelzer deutlich gemacht, daß die Auffassung, die Geschichtsschreibung habe sich bei den Römern ebenso wie bei den Griechen von den schlichtesten jährlichen Aufzeichnungen aus allmählich entfaltet (Cic. de or. 2, 51ff.; vgl. de leg. 1, 6), auf einer antiken Lehre beruht, die auch hier eine gleichlaufende Entwicklung in den beiden Völkern herzustellen suchte, ohne daß dabei berücksichtigt wurde, wie die Römer in der voll ausgebildeten Kulturwelt, in die sie eingetreten waren, die dort bereits geprägten Formen übernahmen. In der Untersuchung über die *Unterdrückung der Bacchanalien bei Livius:* Herm. 71, 1936, 275ff. löste Gelzer eine lebhaft verhandelte Frage (s. Ed. Fraenkel, Herm. 67, 1932, 369ff. B. Keil, ebd. 68, 1933, 306ff. W. Krause, ebd. 71, 1936, 214ff.), indem er klarlegte, wie die jüngere Annalistik die ihr vorliegenden Akten für ihre frei gestalteten Erzählungen zu benutzen pflegte. Durch dieselbe Betrachtungsart hatte er zuvor schon ein anderes Gebiet erhellt in dem Aufsatz über die *Glaubwürdigkeit der bei Livius überlieferten Senatsbeschlüsse über römische Truppenaufgebote:* Herm. 70, 1935, 169ff. Zur Arbeits- und An-

Jahre 1938 auf der Gymnasiallehrertagung von Luzern gehalten hat, sei in diesem Zusammenhange erinnert: das Verfahren der Römer, sich das Bewußtsein ihrer sittlichen Überlegenheit über ihre Gegner dadurch zu erhalten, daß sie diese von vornherein als *iniusti* und *superbi* bezeichneten, ist dort in eindrücklicher Weise am Schlachtbericht des plautinischen Amphitruo und anderen Stellen aufgezeigt worden[52]. Die Ergänzung aber zum *debellare superbos* ist das *parcere subiectis* (Verg. Aen. 6, 853). Daß auch die *clementia*, die Großmut gegenüber den Unterlegenen, eine römische Tugend ist, deren die Römer sich selbst bewußt waren, wird man – zumal bei der deutlichen Verwandtschaft zwischen den Begriffen der *fides* und der *clementia* – an sich kaum bezweifeln wollen. Die Bestätigung dieser Annahme und der Nachweis, wie das Wort *clementia*, das eine Weile hinter der *humanitas* hatte zurückstehen müssen, von Caesar aufgegriffen und durch ihn zum Ruhmestitel der europäischen Herrscher erhoben wurde, ist das bleibende Ergebnis einer Auseinandersetzung, die im Anschluß an Richard Harders tiefdringenden Aufsatz über die 'Einbürgerung der Philosophie in Rom' längere Zeit hindurch geführt worden ist[53].

Wenn, wie wir früher festgestellt haben, die Fragen, mit denen wir an die römischen Lebensäußerungen heranzutreten pflegen, durchaus von der Absicht beherrscht sind, das Römertum, das in die hellenistische Welt hineingewachsen ist, in dieser fremden Umgebung mit ihrem überwältigenden Reichtum an Formen und Gedanken als etwas Eigenständiges und Eigenartiges zu begreifen, so ist es erklärlich, daß wir – wie es auch eben geschah – den Blick immer wieder auf die frühesten uns erkennbaren Daseinsstufen richten, wo wir uns am nächsten bei den schöpferischen Urgründen zu befinden glauben. Noch vor den Zeiten aber, in die man durch die eigenen Äußerungen der Römer zurückgelangen kann, liegt die unübersehbare Weite der Vorgeschichte, in der sich das römische Wesen doch schon zu einem guten Teile herangebildet haben muß. Was sich dort im einzelnen ereignet hat, ist freilich trotz allen Bemühungen der Sprachforscher und der Ausgräber nicht sicher zu erkennen[54]. Die alte Lehre von einer ehemaligen uritalischen Sprachgemeinschaft der erst in der Wanderzeit voneinander getrennten Völkergruppen der Latiner-Falisker und der Umbro-Sabeller, von denen die Latiner den

---

schauungsweise der jüngeren Annalistik s. ferner Karl-Ernst Petzold, *Die Eröffnung des zweiten römisch-makedonischen Krieges* (=Neue Deutsche Forschungen, Abt. Alte Geschichte 8), Berlin 1940*.

[52] H. Haffter, *Politisches Denken im alten Rom:* StIt. 17, 1940, 97ff. – Plaut. Amphitr. 186ff., bes. 203ff. (213. 246f.); s. etwa auch Rutil. Namat. 63f. (dazu Fuchs, *Zur Verherrlichung Roms* [o. Anm. 42] 38f.): *fecisti patriam diversis gentibus unam: / profuit iniustis te dominante capi.*

[53] R. Harder, *Die Einbürgerung der Philosophie in Rom:* Ant. 5, 1929, 291ff.; *Nachträgliches zur humanitas:* Herm. 69, 1934, 64ff. H. Dahlmann, *Clementia Caesaris:* NJbb 10, 1934, 17ff. U. Knoche, *Magnitudo animi:* Philol. Suppl. 27, 3, 1935, 74ff. Haffter a. O. 103ff. V. Pöschl, *Grundwerte römischer Staatsgesinnung* (o. Anm. 32) 104ff. Fuchs, *Zur Verherrlichung Roms* 43 Anm. 19.

[54] Zur Vorgeschichte Italiens s. besonders die auf Allgemeinverständlichkeit bedachten zusammenfassenden Arbeiten von F. Matz, *Die Indogermanisierung Italiens:* NJbb 1, 1938,

'verbrennenden', die Umbro-Sabeller den 'bestattenden' Italikern gleichzustellen seien, scheint jedenfalls von der italienischen Forschung jetzt weitgehend preisgegeben und durch eine andere Auffassung ersetzt zu sein, die besagt, daß erst in Italien selbst die sprachlichen Übereinstimmungen entstanden sind, die bisher als Zeichen jener frühen Gemeinschaft betrachtet worden waren[55]. Ob mit der neuen Annahme wirklich eine besser befriedigende Erklärung der Sprachähnlichkeiten und Sprachunterschiede erreicht ist, darf hier unerörtert bleiben. Dagegen wird man der Bodenforschung vorbehaltlos Glauben schenken, wenn sie versichert, daß die Beziehungen zwischen den angeblich so wohl geordneten Terremare-Siedlungen und bestimmten Formen des späteren römischen Gemeinschaftslebens, wie man sie vor fünfzehn Jahren glaubte feststellen zu können[56], in Wirklichkeit nicht bestehen. Denn daß jene oberitalienischen Landpfahlbauten die strenge Ordnung, die ihnen von den ersten Ausgräbern zuerkannt wurde, gar nicht besitzen, hat sich bei einer Nachprüfung des Grabungsbefundes, wie es scheint, mit voller Zuverlässigkeit erkennen lassen[57].

Eine umfassende Würdigung des gesamten vor- und frühgeschichtlichen Italien ist als bekrönendes Ergebnis zahlreicher vorbereitender Arbeiten noch in den ersten Kriegsjahren von Franz Altheim veröffentlicht worden. Das zweibändige Werk 'Italien und Rom' darf wohl als die reifste Leistung dieses ruhelosen und wagemutigen Gelehrten bezeichnet werden, der so viele seiner Zeitgenossen weit über seine Heimat hinaus in seinen Bann zu ziehen wußte[58]. Altheims Geschichtsbild, dessen Grundlagen schon früh von ihm gewonnen worden sind, tritt hier reiner zutage als

---

367ff. 385ff. (vgl. auch den Forschungsbericht Klio 15, 1940, 140ff.). J. Wiesner, *Die Indogermanen in der Frühzeit des Mittelmeerraumes und des Vorderen Orients:* NJbb 4, 1941, 184ff.; *Italien und die Große Wanderung:* Die Welt als Geschichte 8, 1942, 197ff.; *Vor- und Frühzeit der Mittelmeerländer* (= Sammlg. Göschen 1149/50), Berlin 1943. H. Krahe, *Die Indogermanisierung Italiens nach den Ergebnissen der Sprachwissenschaft:* Antike, alte Sprachen und deutsche Bildung 2, 1944, 1ff.

[55] Die neue Lehre ist am faßlichsten entwickelt von G. Devoto in seiner lebendigen *Storia della lingua di Roma* (= Bd. 23 der vom Istituto di Studi Romani herausgegebenen großen *Storia di Roma*), Bologna, L. Capelli, 1940, bes. S. 54ff. 66ff. (dort S. 62. 86. 189 übrigens sehr erwägenswerte Bemerkungen über die Fibel von Praeneste, deren Sprache versuchsweise als 'äquisch' bezeichnet wird; vgl. dazu auch F. Altheim, *A history of Roman religion* [u. Anm. 59] 44f. sowie P. Ducati, *Sui primi tre documenti in lingua latina:* RendAcc Bologna 1939, cl. d. sc. mor. 4, 2, 11ff.). Den entscheidenden Vorstoß führte Devotos früheres Buch *Gli antichi Italici*, Florenz 1931. Die älteren Anschauungen sind am überzeugendsten zur Geltung gebracht von A. Meillet, *Esquisse d'une histoire de la langue latine*, Paris 1928 (3. Aufl. 1933), 48ff. – Einen nützlichen Überblick über die wichtigsten Arbeiten zur Geschichte der lateinischen Sprache hat Devoto seiner *Storia* im Anhange beigefügt. Unselbständig ist der Abriß von P. Cousin, *Structure et évolution de la langue latine*, Paris, Les Belles Lettres, 1944 (abgelehnt z. B. von M. Lejeune, REA 46, 1944, 364ff.).

[56] E. Täubler, *Terremare und Rom:* SBHeidelbAk. 1931/32, Abh. 2.

[57] G. Säflund, *Le terremare delle provincie di Modena, Reggio Emilia, Parma, Piacenza* [= Skrift. utg. af Svenska Instit. i Rom 7], Lund 1939.

[58] F. Altheim, *Italien und Rom*, Amsterdam-Leipzig ohne Jahr (1941 ?). Schätzenswert daneben Joshua Whatmough, *The foundations of Roman Italy*, London, Methuen, 1937, ein Werk, das auch als Einführung in die Urkundensammlung der *Italic Dialects* von R. S. Conway (Cambridge 1897) und der *Prae-Italic Dialects of Italy* von R. S. Conway, S. E. Johnson und J. Whatmough (London 1933) gute Dienste leisten wird.

in irgend einem seiner anderen Bücher[59], und es kann als Ganzes nun ungehinderter seine Überzeugungskraft entfalten, weil gewisse Sprünge und Gewaltsamkeiten der Beweisführung, die in jenen Vorarbeiten allzu sehr zu spüren waren, mit den Einzelstücken, an denen sie hafteten, sich im Hintergrund verlieren. Der leitende Gedanke dieses Werkes ist schon in seinem Titel enthalten: 'Italien und Rom' bedeutet, daß Rom als eine einzelne, einsame Größe dem gesamten übrigen Italien gegenübersteht. Die italische Welt aber ist in sich eine Welt der wunderbarsten wuchernden Mannigfaltigkeit, die Altheim in all ihren düsteren Reizen mit einer ungewöhnlichen Sprachkunst heraufzubeschwören weiß. Wie er die großen Kreise bestimmter handwerklicher Formen, zu denen die Archäologie die Tausende ihrer Fundstücke geordnet hat, als ebensoviele Bereiche des seelischen Verhaltens deutet, entspricht den besten Arbeiten der Frankfurter Kulturwissenschaft, deren Überlieferungen er in sich aufgenommen hat. Je tiefer aber die Umwelt Roms in ihrer ungebrochenen Natürlichkeit erfaßt wird, um so sicherer kann Rom selbst, das unter dem Gesetz der ordnenden Ratio steht, von ihr abgegrenzt und aus ihr herausgehoben werden. Was die neue Betrachtungsweise in der Würdigung der römischen Eigenart leisten will und was sie zu leisten vermag, zeigt in hellster Beleuchtung Altheims Abschnitt 'Von den Ursachen der Größe Roms', der schon in seiner Überschrift selbstbewußt die zwanzig Jahre ältere gleichnamige Rektoratsrede Heinzes zum Wettbewerb herausforderte[60].

---

[59] Nach den beiden Vorarbeiten *Griechische Götter im alten Rom* (Rel.geschichtl. Versuche u. Vorarbeiten 22, 1, 1930) und *Terra Mater* (ebd. 22, 2, 1931) hatte Altheim als erste zusammenfassende Darstellung in den Jahren 1931/33 seine *Römische Religionsgeschichte* (Sammlg. Göschen. 1035. 1052. 1072) erscheinen lassen. Ein zweiter Versuch, die Stellung Roms im alten Italien zu begreifen, folgte 1934/35 in den *Epochen der römischen Geschichte* (= Frankfurt. Stud. z. Relig. u. Kultur d. Antike 9 u. 12). Fast als ein drittes selbständiges Werk darf die im Jahre 1938 veröffentlichte englische Ausgabe der Religionsgeschichte (*A history of Roman religion*, übers. v. H. Mattingly) bezeichnet werden.

[60] F. Altheim, *Italien und Rom* 1, 208ff. (= *Hist. of Rom. rel.* 411ff.). – Heinze, *Von den Ursachen der Größe Roms*, Leipziger Rektoratsrede, Teubner, 1925 (nicht in den Gesammelten Aufsätzen [o. Anm. 26]). Altheims religionsgeschichtliche Fragestellungen sind zum Teil von seinen Schülern aufgenommen worden, die ebenso wie er selbst vor allem die 'ethnologische' Behandlung der altrömischen Religion (vertreten etwa durch L. Deubner im Abschnitt *Römische Religion* des *Lehrbuchs der Religionsgeschichte* von Chantepie de la Saussaye [4. Aufl., Tübingen 1925, 418ff.] und C. Bailey, *Phases in the religion of ancient Rome* [= Sather Classical Lectures 10], Oxford 1932) zu überwinden suchten; den Dissertationen von K. Vahlert, *Prädeismus und römische Religion*, Diss. Frankfurt 1935, K. Tabeling, *Mater Larum* (= Frankfurt. Stud. z. Relig. u. Kultur d. Antike 1, 1932), L. Euing, *Die Sage von Tanaquil* (ebd. 2, 1933) und E. Halberstadt, *Mater Matuta* (ebd. 8, 1934) sind durch ihre Selbständigkeit und durch die Bedeutung der Ergebnisse überlegen die Arbeiten von C. Koch, *Gestirnverehrung im alten Italien* (ebd. 3, 1933) und *Der römische Juppiter* (ebd. 14, 1937). – Neben Altheim ist als ähnlich eigenwilliger Forscher G. Dumézil zu nennen, der durch den Vergleich römischer Einrichtungen und Überlieferungen mit indischen und keltischen Gegenstücken zu einer neuen Auffassung der altrömischen Religion und ihrer gesellschaftlichen Voraussetzungen gelangt ist; auch er freilich hat seine packende Gesamtanschauung – von den drei alten 'Kasten' der 'Magier', Krieger und Ackerbauer, ihren Göttern Juppiter, Mars, Quirinus und ihren verschiedenen, in der Sage begegnenden menschlichen Vertretern – mit manchen Härten der Beweisführung erkaufen müssen (*Flamen-Brahman*, Paris 1935; *Mitra-Varuna*, 1940; *Jupiter, Mars, Quirinus*, 1941; *Horace et les Curiaces*, 1942; *Servius et la Fortune*, 1943; *Naissance de Rome*, 1944 [hier wichtige allgemeine Erörterungen zur römischen Frühgeschichte]). Auf Dumézils Arbeiten nimmt bereits Bezug das hübsche Buch von V. Basanoff, *Les dieux des Romains*, Paris 1942 (ohne Belege und Litera-

Von den verschiedenen Kulturen, die sich im italischen Raume um Rom herum ausgebildet haben, ist am rätselreichsten und für Rom zugleich am wichtigsten die etruskische Kultur. Für ihre Erforschung ist vor allem im fascistischen Italien, wo man diese geheimnisvolle und nach Jahrhunderten noch fruchtbar sich erneuernde Welt gerne als eine Hervorbringung des heimatlichen Bodens anerkannt gesehen hätte, vieles und Bedeutendes geleistet worden[61]. Daß wir die etruskische Sprache trotz aller Arbeit, die auf sie verwendet wurde, und entgegen so manchen Erwartungen, mit denen von dieser Arbeit geredet wurde, immer noch nicht verstehen, ist bekanntlich unsere schwerste Beeinträchtigung[62]. Freilich hat gerade an dem größten aller etruskischen Sprachdenkmäler, an der Agramer Mumienbinde, durch die genaue Beobachtung der sich wiederholenden Wortreihen und durch den Vergleich mit den umbrischen Texten von Iguvium manche neue Erkenntnis, die den religiösen Inhalt jenes Textes sicherte, erzielt werden können[63]. Die etruskischen Worte, die in die lateinische Sprache eingegangen sind, haben sich mit mehr oder weniger Gewißheit nun schon in beträchtlicher Zahl bestimmen lassen[64]. Die reichste Belehrung wird, wie bekannt, Wilhelm Schulze verdankt, dessen unvergängliches Werk über die lateinischen Eigennamen der feste Rückhalt aller neueren Auffassungen von den Anfängen Roms ist[65]. Jüngere

turangaben). – Eine schlichte, übersichtlich gegliederte Schilderung der Religion der Römer bietet in der Form eines lesbaren Handbuches der Band 18 der *Storia di Roma* (vgl. Anm. 55): *La religione di Roma antica* von N. Turchi (Bologna 1939; mit zahlreichen guten Abbildungen). Über die Forschungsarbeit der beiden letzten Jahrzehnte berichten G. Dumézil und J. Bayet im Mémorial des Études latines (s. o. S. 147 Anm. *) 316ff. und 330ff.

[61] Als neuere knappe Einführungen in die Wissenschaft der Etruskologie, die seit 1927 in den *Studi Etruschi* auch über eine eigene Zeitschrift verfügt, sind zu empfehlen M. Renard, *Initiation à l'Étruscologie*, Brüssel, Office de Publicité, 1941, und M. Pallottino, *Etruscologia*, Mailand, Hoepli, 1942 (2. erweiterte Auflage 1947*); eine geschickte, mit besonders schönen Bildern versehene Zusammenfassung fremder Forschungsergebnisse gibt F. Pfister, *Die Etrusker*, München, Bruckmann, 1940 (in allen drei Büchern ein weiterführendes Literaturverzeichnis).

[62] Hilfreich M. Pallottino, *Elementi di lingua etrusca*, Florenz, Rinascimento del Libro, 1936 (dort S. 87ff. ein vorläufiges Glossar, zu dem natürlich stets auch die neueren Arbeiten – Überblick bei Pallottino, *Etruscologia* 225ff. – heranzuziehen sind). – Als Neuerscheinung angekündigt U. Coli, *Saggio di lingua etrusca*, 1947*.

[63] K. Olzscha, *Interpretation der Agramer Mumienbinde:* Klio, Beiheft 40, 1939; dazu ders., *Die Sprache der Etrusker. Probleme und neue Wege der Deutung:* NJbb 12, 1936, 97ff.

[64] Die erkennbaren 'éléments étrusques du vocabulaire latin' sind gesammelt von A. Ernout, BullSocLinguist. 30, 1929, 82ff.; bequemer Überblick bei G. Devoto, *Storia della lingua di Roma* (o. Anm. 55) 77ff. mit 389 (nicht überzeugend dort S. 78 die Deutung des Wortes *paricidas* als «uccisore di un 'pari', di un membro ... della stessa gente» gemäß der in den Studi di storia et di diritto in onore di E. Besta, Mailand 1939, 1, 547ff. vorgetragenen Auffassung; im Beitrage Pasqualis ebd. 69ff. jedoch [= Pasquali, *Terze pagine stravaganti*, Florenz 1942, 135ff.] eine Bestätigung der von J. Wackernagel vorgeschlagenen Deutung *ἀνδροφόνος* mittels Vergleichs von Leg. Numae 12 Bruns[7] [= fr. 16, 1 p. 13 in der ausgezeichneten Neuausgabe der *Fontes Iuris Romani Anteiustiniani* von S. Riccobono u. a., Florenz, Barbèra, 1940/43] mit Dittenb. Syll.[3] 1, 111, 11. 30 [~Demosth. or. 23, 28]; s. a. L. Gernet, Rev. de philol. 63, 1937, 13ff.).

[65] Wilhelm Schulze, *Zur Geschichte lateinischer Eigennamen:* AbhGöttGesWiss. N. F. 5, 1904. Danach mit eigenem Urteil F. Solmsen, *Indogermanische Eigennamen als Spiegel der Kulturgeschichte*, hgb. v. Ernst Fraenkel, Heidelberg 1922, 135ff., sowie Ernst Fraenkel, RE 16, 2 (1935) s. v. *Namenwesen* 1648ff. Weiterführend B. Doer, *Die römische Namengebung*, Stuttgart 1937, 152ff., der u. a. in den von Frauennamen abgeleiteten Cognomina auf *-anus* (Vespasianus, Domitianus u. a.) etruskische Anschauungen wirksam sieht.

Vermutungen besagen, daß auch mindestens zwei der römischen Monatsnamen etruskischen Ursprungs sind: der *Iunius*, der sich wohl nicht von der römischen, sondern von der etruskischen Juno, der *uni*, herleitet (er müßte sonst *Iunonius* heißen), und der *Aprilis*, der, von den Römern als Monat der Venus betrachtet, zur *apru*, der etruskischen Aphrodite, gehören wird[66]. Ebenso sind die Iden ein etruskisches Wort, wie übrigens den Römern selbst bewußt gewesen ist: in der Tatsache, daß sich das Wort *itu* auch im Sumerischen findet, wo es 'der Monat' heißt, wird man ein weiteres Anzeichen für die östliche Herkunft der Etrusker erblicken dürfen[67]. Einer der geistvollsten Versuche, Lateinisches aus dem Etruskischen zu erklären, ist an dem Worte *satura* unternommen worden. Das Wort, dessen aus der Antike stammende Deutungen nicht recht befriedigen konnten, ist jüngst von B. Snell als ein etruskisches Wort bezeichnet worden, das zu *satr, satir=orare* gehöre; die *saturae* also wären dann als *λόγοι* zu verstehen, und sie wären in der Tat nichts anderes als *sermones*[68].

Wie in der Sprache, so hat sich auch in anderen Bereichen des römischen Lebens die Vermutung, daß mehr als bisher mit etruskischen Einwirkungen zu rechnen sei, als förderlich erwiesen. Daß die Gladiatorenspiele aus Etrurien herübergekommen sind, wo mit dem Blute der Getöteten zunächst – wie einst bei den Griechen vor Troja – die Seele eines Gestorbenen versöhnt wurde, ist kurz nach dem ersten Weltkriege von L. Malten gezeigt worden[69]. In welcher maßgeblichen Weise das etruskische Form- und Weltgefühl, das in der Wiedergabe des Menschen stets so sehr den Kopf bevorzugte, an der römischen Bildniskunst beteiligt war, hat sehr eindrucksvoll von den Archäologen veranschaulicht werden können[70]; auch die Anfertigung der *imagines maiorum* sowie die großen römischen Bestattungsfeiern, bei denen die *imagines* in der Öffentlichkeit vorgeführt wurden, wird man demnach

---

[66] s. H. M. Hönigswald, *On Etrsucan and Latin month-names:* AJPh 62, 1941, 199ff. – *Aprilis:* Altheim, *Hist. of Rom. rel.* 126. S. P. Cortsen, Glotta 26, 1938, 270ff. *Iunius:* Altheim, *Röm.Rel.gesch.* 1, 99f.; *Hist. of Rom. rel.* 16. 162f.

[67] Varro de ling. Lat. 6, 28 *idus ab eo, quod Tusci itus, vel potius quod Sabini idus dicunt*; vgl. Macrob. 1, 15, 14 *iduum porro nomen a Tuscis, apud quos is dies 'itis' vocatur, sumptum est. 'item' autem illi interpretantur 'Iovis fiduciam'*. Hinweis auf das sumerische Wort *itu* (Neumond oder Monat) bei G. Sigwart, Glotta 8, 1917, 152 und unabhängig davon wiederum bei E. Lewy, Indogerman. Forsch. 56, 1938, 36; s. auch J. B. Hofmann in der 3. Auflage von A. Waldes *Latein. Etymolog. Wörterbuch* 1, Heidelberg 1938, 672f. (ganz anders Altheim, *Hist. of Rom. rel.* 165f., der im Hinblick auf den römischen Dius Fidius die Angabe des Macrobius a. O., daß *itis* bei den Etruskern *Iovis fiducia* heißt, anerkennt). Weiteres über etruskisch-sumerische Beziehungen bei Sigwart 148ff. Neuerdings hat man auch für das Wort *asinus*, dessen zwischenvokalisches *-s-* unerklärlich war, die sumerische Entsprechung *(anšu)* gefunden (Benveniste b. Ernout-Meillet, *Dictionn. étymolog. de la langue latine*, 2. Aufl., Paris 1939, 79; anerkannt von Devoto, *Storia* 53; vorsichtiger J. B. Hofmann 73).

[68] B. Snell, *Etrusco-Latina:* StIt. 17, 1940, 215; wie die *sermones* möchte Snell am liebsten auch die *fabula* auf die etruskische *satura* zurückführen. – Den etruskischen Ursprung des Wortes *sātura* hatte früher schon einmal F. Muller Izn, Philol. 78, 1928, 230ff. wahrscheinlich zu machen versucht, der ebenso wie Snell auch auf den Gott Sāturnus verwies.

[69] L. Malten, *Leichenspiel und Totenkult:* Mitteil. d. Deutsch. Archäolog. Instituts, Röm. Abtlg. 38/39, 1923/24, 300ff.

[70] Zuletzt ungemein klärend R. Herbig, *Die italische Wurzel der römischen Bildniskunst:* NBA 85ff. (mit vortrefflichen Abbildungen).

wohl als etruskische Sitten zu betrachten haben[71]. Über die etruskischen Bräuche im römischen Staatsleben und in der staatlichen Ausübung der Gottesverehrung liegen schon aus dem Altertum zahlreiche zuverlässige Nachrichten vor. Gegen die neueren Folgerungen jedoch, daß auch der römische Gedanke des unumschränkten Imperiums etruskischen Ursprungs sein werde, ist vor kurzem in sehr beachtlicher Weise Widerspruch erhoben worden, und zwar deswegen, weil die Strenge des Imperiums sich erst allmählich in Rom selbst ausgebildet zu haben scheint[72]. Die eigentümliche Strafe der Säckung des Vatermörders, das Einnähen in einen Sack (zunächst noch ohne Tiere), die *poena cullei*, die von Cicero in der Rede pro Sex. Roscio Amerino 71f. so kunst- und schauervoll beschrieben ist, hat sich auf ein etruskisches Verfahren der Prodigienentsühnung zurückführen lassen[73]. Aber vielleicht noch wichtiger als die Erklärung dieser Sitten und Gebräuche ist die Erkenntnis, daß im ältesten römischen Kulte auch etruskische Götter verehrt worden sind. Indem Altheim diese Gottheiten in dem frühesten uns bezeugten Götterkreise auffand[74], hat er die Schranken, mit denen einst Wissowa das alte Rom umgeben hatte, an einer entscheidenden Stelle eingerissen[75].

Vieles, was die Etrusker den Römern gegeben haben, ist ihr eigenes altes Erbgut gewesen, das sie vermutlich aus einer ersten, östlichen Heimat nach Italien überführt hatten. Aber sie waren auch die Vermittler all der griechischen Gedanken, die ihnen selbst in reicher Fülle zugeströmt sind. Daß ihr Griechentum das vorklassische Griechentum war[76], ist für die römische Entwicklung von nicht zu unterschätzender Bedeutung gewesen[77]. Als die Römer im dritten Jahrhundert sich selbständig griechische Kulturgüter aneigneten, nahmen sie naturgemäß die

---

[71] Vgl. A. Boethius, Ant. 17, 1941, 176ff., der die im Jahre 1934 aufgefundene Statue des 'Kriegers von Capestrano' als Wiedergabe eines maskentragenden, zwischen zwei Stützen aufrecht stehenden Toten begriffen hat (eine gute Abbildung auch etwa in dem reichen Bilderbestande der *Italia antica* von P. Ducati [= *Storia d'Italia* Bd. 1], Mailand, Mondadori, 1936, zwischen S. 110 u. 111); s. ferner F. Bömer, *Ahnenkult und Ahnenglaube im alten Rom:* Beihefte z. Archiv f. Rel.wiss. 1, 1943, 110ff. Allgemeine Erwägungen über die *imagines* trägt E. Bethe vor, *Ahnenbild und Familiengeschichte bei Griechen und Römern*, München 1935, 1ff. Eine Anschauung von den in den Hausheiligtümern aufgestellten Ahnenbildern vermitteln jetzt neue Funde in Herculaneum und Pompeji (Herbig 98).

[72] A. Heuß, *Zur Entwicklung des Imperium der römischen Oberbeamten:* ZRG 64, 1944, 57ff.

[73] R. Düll, *Zur Bedeutung der poena cullei im römischen Strafrecht:* Atti del Congresso internaz. di Diritto Romano, Abt. Roma, Pavia 1935, 2, 371ff.; s. auch Latte, RE Suppl. 7 (1940) s. v. *Todesstrafe* 1614.

[74] S. jetzt F. Altheim, *Hist. of Rom. rel.* 100ff. 114ff. 144ff.

[75] Über etruskisches Lehngut in Rom s. weiter etwa J. P. Enk, *Handboek der latijnsche letterkunde* (s. u. Anm. 128) 1, 30ff. Altheim, *Hist. of Rom. rel.* 119ff.; neueste Erkenntnisse bei J. Wiesner, *Reiter und Ritter im ältesten Rom:* Klio 36, 1943/44, 45ff., bes. 90ff., und R. Bloch, *Origines étrusques des livres sibyllins:* Mélanges de philologie ... offerts à A. Ernout, Paris 1940, 21ff.

[76] G. Pasquali, *Preistoria della poesia romana*, Florenz 1936, 62 und die dort Anm. 2 erwähnte Literatur.

[77] Das alte, weltoffene griechisch-etruskische Rom, *La grande Roma dei Tarquini*, hat Pasquali unter Verwertung des in der vorigen Anmerkung genannten Buches sehr lebendig geschildert in der Nuova Antologia 1936, 405ff. (abgedruckt in den *Terze pagine stravaganti*, Florenz 1942, 1ff.; dort S. 25ff. auch Abdruck des Artikels *L'idea di Roma* aus der Enciclopedia Italiana 29, 906ff.).

zeitgenössischen Schöpfungen des Hellenismus auf. An der klassischen Kultur haben sie zunächst also vorbeigelebt[78]; erst in einer späten, rückwärts gewandten Besinnung ist diese von ihnen, und zwar nur in den höchsten Bildungsschichten, ergriffen worden. Unter jenen Kunstwerken des Hellenismus, die schon von den Zeitgenossen anerkannt wurden, sind vor allem die Dramen – Tragödien und Komödien – zu verstehen. Man hat lange geglaubt, vor jenem Drama, das in dem bekannten Epochenjahre 240 von Livius Andronicus auf die Bühne gebracht wurde, habe es eine römische Kunstdichtung in griechischen Formen nicht gegeben. Daß gleich der erste Versuch, die griechischen Bühnenverse in lateinische zu verwandeln, in der vollkommensten Weise geglückt sein sollte, nahm man als ein Wunder hin, in dem sich die hohe Begabung des Livius Andronicus offenbarte. Demgegenüber glauben wir jetzt zutreffender zu urteilen, wenn wir dem Senare und dem Septenare eine längere Vorgeschichte zuweisen, in der sich ihre geschmeidigen Formen allmählich haben ausbilden können[79]. Zu den Versen aber gehören die Stücke, die aus den Versen gebaut waren, und so wird man schon vor den attischen Kunstdramen des Livius Andronicus gewisse Spiele anzusetzen haben, die zwar einen leichteren Gehalt besaßen als jene, aber doch auch schon griechisches Wesen zeigten. Damit aber läßt sich der leere Raum, der bisher zwischen den beiden Epochenjahren der frührömischen Literaturgeschichte – dem Jahre 364 und dem Jahre 240 – bestanden hat, belebend füllen[80]. In diesen rund 125 Jahren seit dem ersten Auftreten etruskischer Tänzer (eben der Tänzer, die im Jahre 364 aus Anlaß einer Pest nach Rom geholt worden waren) ist in Rom, wie man annehmen darf, nicht nur das Verlangen nach allerlei Schaustücken immer wieder empfunden worden, sondern es muß sich auch die Fähigkeit ausgebildet haben, solchen Wünschen, zwar mit Hilfe gewisser griechischer Kunstmittel, aber doch ganz aus eigener Kraft, gerecht zu werden. Sowohl im Aufbau wie in der sprachlichen Gestaltung von Bühnenwerken hat man in diesen Jahren eine sichere Übung erworben, die später, seit dem Jahre 240, als die Übertragung und Nachformung anspruchsvollerer griechischer Vorlagen gefordert wurde, den neuen Aufgaben nutzbar gemacht werden konnte. Die Tatsache, daß die griechischen Kunstdramen bei ihrer Wiedergabe durch die Römer so reichlich mit Gesangsszenen ausgestattet wurden, läßt sich befriedigend nur in der Weise erklären,

---

[78] Über die zwischen dem Anfang des fünften und dem Ende des vierten Jahrhunderts liegende Zäsur s. etwa Pasquali, *Preistoria* 61ff. Altheim, *Epochen der römischen Geschichte* (o. Anm. 59) 1, 225; *Hist. of Rom. rel.* 271ff.; *Italien und Rom* 2, 314ff. 321ff. 335ff. 361ff.

[79] Ed. Fraenkel, *Zur Vorgeschichte des versus quadratus:* Herm. 62, 1927, 357ff. F. Altheim, *Die neuesten Forschungen zur Vorgeschichte der römischen Metrik:* Glotta 19, 1931, 24ff. (abgedruckt in *Rom und der Hellenismus*, Amsterdam-Leipzig 1942, 31ff.); vgl. *Hist. of Rom. rel.* 158. Bedenken gegen Altheims Beweisführung, nicht gegen seine Anschauung selbst bei Pasquali, *Preistoria* 46ff., der seinerseits die beiden Hälften des Saturniers als frühe Nachgestaltungen griechisch-unteritalischer Versgebilde zu erweisen sucht; Einwände dagegen bei E. Kapp, NGG 1936, 477ff. und E. Bickel, RhM 89, 1940, 35f.

[80] Zum folgenden s. H. Drexler, *Plautinische Akzentstudien*, Breslau 1932, 2, 362ff.; *Der Anfang der römischen Literatur:* NBA 64ff.; s. auch P. Boyancé im Mémorial des Études latines (o. S. 147 Anm. *) 179.

daß sich die Überlieferungen eines älteren römischen Singspieles hier fortsetzten. Eine ähnliche Anpassung an eingewurzelte Gewohnheiten ist bei den plautinischen Prügelszenen sowie den vielfachen sonstigen Vergröberungen anzunehmen, mit denen Plautus seinen griechischen Vorlagen eine stärkere Wirkung zu verleihen suchte.

Die Zutaten des Plautus richtig abzugrenzen und in ihrer Eigenart zu erkennen, ist seit langem das Bestreben der Forschung gewesen. Daß es gelungen ist, Merkmale zu finden, die das plautinische Gedankengut weitgehend mit Sicherheit zu bestimmen erlauben, ist eine der schönsten Leistungen, die in unserer Wissenschaft überhaupt erzielt worden sind. Das Verfahren, mit dem das 'Plautinische im Plautus' ermittelt wurde, ist so einfach, daß man sich wundern mag, warum es nicht schon früher gefunden worden ist. Eduard Fraenkel, dem die große Entdeckung glückte[81], ging von der nie bezweifelten Tatsache aus, daß sämtliche Stücke des Plautus, so verschieden auch ihre Vorlagen waren, von einem und demselben starken Gestaltungswillen beherrscht sind, der sie zu unverwechselbaren Erzeugnissen seines Geistes hat werden lassen. Um in den fremden Schöpfungen sein eigenes Wirken zu erkennen, kam es also darauf an, einzelne kennzeichnende Züge festzustellen, die allen oder doch mehreren Stücken gemeinsam waren und die vermutungsweise nicht schon einer festgewordenen griechischen Kunstübung entstammten. Solche gemeinsamen Züge fand Fraenkel beispielsweise in dem wiederholten lauten Selbstlobe der intrigierenden Sklaven, in den eigenartigen komparativen Gesprächsanfängen (Typus: «Andere haben das und das getan, ich aber habe eine noch größere Leistung aufzuweisen») sowie in den zahlreichen auf verblüffenden Gleichsetzungen beruhenden Rätselwitzen, in denen eine alte Äußerungsart italischer Spottlust zu Worte kommt (Typus: Pseud. 747 *anguilla est: elabitur.* «Er ist ein Aal, – er entschlüpft»; Merc. 361 *muscast meus pater: nil potest clam illum haberi*). Waren diese Zusätze, in denen Plautus sehr wohl auch mit griechischen Begriffen arbeiten konnte, als solche erkannt, so ließ sich weiter auch beobachten, in welcher Weise sie in den umgebenden Zusammenhang eingefügt waren. Wie sich zeigte, ist Plautus, nachdem er seine Zutat angebracht hat, vielfach derart zu seiner Vorlage zurückgekehrt, daß er die letzten der zuvor schon übertragenen Worte noch einmal wiederholte. Hatte er auf diese bequeme Weise den Anschluß an seine Vorlage erreicht, so konnte er danach die Übersetzungsarbeit sogleich ohne alle Schwierigkeiten wieder aufnehmen. Zwei Beispiele, je eines aus der Mostellaria und dem Pseudolus, mögen diese Arbeitsweise veranschaulichen. In der Mostellaria gibt der Sklave Tranio seinem Herrn, dem Theopropides, der von einer längeren Reise zurückgekehrt ist, den Rat, das eigene Haus nicht zu betreten, da der Geist eines Verstorbenen, der an das Haus gebannt sei, sich bemerkbar gemacht und zur Preisgabe der Wohnung aufgefordert habe. Auf die Äußerung des Alten, daß Tranio doch jedenfalls mit ihm zusammen davoneilen

[81] Ed. Fraenkel, *Plautinisches im Plautus* (= Philolog. Unters. hgb. v. U. v. Wilamowitz 28), Berlin 1922.

solle, antwortet dieser 514: *nil ego formido: pax mihi est cum mortuis.* Zehn Verse später wiederholt sich diese Wechselrede mit genau denselben Worten. Theopropides: *cur non fugis tu?* – Tranio: *pax mihi est cum mortuis.* Was dazwischen steht, ist also von Plautus selber zur Vorlage hinzugefügt worden[82]. – Im Pseudolus sagt der Kuppler Ballio zum jungen Liebhaber Calidorus, der die Hetäre Phoenicium loszukaufen wünscht, das Mädchen solle jetzt nicht weiter zum Verkaufe bereit stehen: 325 *non venalem iam habeo Phoenicium.* Calidorus wird durch diese Bemerkung in alle Seligkeiten versetzt und spricht dem Kuppler in überschwenglichen Worten seinen Dank aus. Nach einem Wortgefechte zwischen Ballio und Pseudolus aber fragt Calidorus unvermittelt:

340 Dic mihi, obsecro hercle, verum serio, hoc quod te rogo:
Non habes venalem amicam tu meam Phoenicium?

Nun erst erhält er von Ballio die Auskunft, daß Phoenicium deswegen nicht weiter zum Verkaufe stehe, weil sie inzwischen bereits an einen anderen verkauft worden ist, und Calidorus muß einsehen, daß er die doppeldeutige Bemerkung des Kupplers mißverstanden hatte. Wiederum ist das Zwischenstück zwischen den beiden gleichlautenden Äußerungen, das sich in diesem Falle übrigens auch durch seinen Inhalt verrät, als eine Zutat des Plautus anzusprechen.

Die von Fraenkel gewonnenen allgemeinen Erkenntnisse, die zum Teil freilich erst in einem klugen Buche Günther Jachmanns zur vollen Wirksamkeit gelangt sind[83], geben jedem Leser eines plautinischen Stückes die Möglichkeit, vielfach schon auf den ersten Blick die von Plautus vorgenommenen Ausgestaltungen der griechischen Vorlage zu erfassen. Damit ist ein Wunsch erfüllt worden, dessen Verwirklichung noch vor drei Jahrzehnten kaum zu erhoffen gewesen war. Allerdings gibt es auch in der Plautusforschung immer noch genügend ungelöste Fragen[84]. Die zeitliche Folge der Komödien hat sich trotz allen Bemühungen noch

---

[82] Die Zudichtung ist erkannt worden von M. Knorr, *Das griechische Vorbild der Mostellaria des Plautus*, Diss. München 1934, 52f.

[83] G. Jachmann, *Plautinisches und Attisches* (= Problemata 3), Berlin 1931; demgegenüber auf älteren Auffassungen beharrend F. Marx in seinem gelehrten Kommentar zum Rudens, AbhSächsAk. 38, 5, 1928 (s. dazu Thierfelder, Gnom. 8, 1932, 625ff.).

[84] Die Frage der Aussprache des lateinischen Bühnenverses ist mit zuversichtlicher Entdeckerfreude behandelt worden von Ed. Fraenkel, *Iktus und Akzent im lateinischen Sprechvers*, Berlin 1928; der rückhaltlosen Anerkennung, die sein Buch bei Pasquali, Riv. di filol. 58, 1930, 157ff. (und auch etwa bei Devoto, *Storia della lingua di Roma* [o. Anm. 55] 110. 351) gefunden hat, steht die unbestechliche Entwertung durch P. Maas, DLZ 50, 1929, 2244ff. gegenüber. In ähnlicher Weise wurden einige Jahre später die mühevollen *Plautinischen Akzentstudien* Drexlers (o. Anm. 80) durch die Besprechung von W. Theiler, DLZ 56, 1935, 799ff. 850ff. rasch überwunden. Vgl. jetzt auch I. M. Abbott, *Ictus, accent and statistics in Latin dramatic verse:* TAPhA 75, 1944, 127ff. – Über den *Wortakzent in den lyrischen Versen des Horaz* handelte E. Zinn in einer tiefgreifenden Arbeit (München, Neuer Filser-Verlag, 1940; besprochen von Theiler, Gnom. 18, 1942, 38ff.). Einen umfassenden Forschungsbericht über die in 25 Jahren geleistete Arbeit zur griechisch-römischen Metrik und Rhythmik schrieb E. Kalinka, BursJber. 250, 1935, 290ff.; 256, 1937, 1ff.; 257, 1937, 1ff.

nicht feststellen lassen[85], und wo die Vorlagen durch das Fortschneiden oder Hinzufügen ganzer Szenen wirklich durchgreifend verändert sind, lassen sich die Vermutungen über das Verhältnis zwischen dem griechischen Urtexte und der römischen Nachdichtung nicht immer überzeugend begründen[86]. Ähnliche Schwierigkeiten bereitet die von Terenz angewandte Kontaminierung[87]. Aber zu den

[85] Neue Versuche, zur Klarheit über die Abfolge der Stücke zu gelangen, wurden unternommen von J. N. Hough, CPh 30, 1935, 43ff.; AJPh 60, 1939, 422ff.; TAPhA 70, 1939, 231ff.; 71, 1940, 186ff.; 73, 1942, 108ff. sowie von J. Schneider, *De enuntiatis secundariis interpositis quaestiones Plautinae*, Diss. Leipzig 1937, der in der Kunst des Satzbaus eine Entwicklung des Plautus feststellen zu können glaubte, und von Ch. H. Buck, *A chronology of the plays of Plautus*, Diss. Baltimore 1940.

[86] Wohl am wenigsten tragfähig sind trotz aller Sorgfalt die zahlreichen scharfsinnigen Arbeiten von W. E. Kuiper: *Attische familiekomedies van omstreeks 300 v. Chr.* 1. *Het origineel van Plautus Epidicus*; 2. *Diphilus' doel en deel in de Rudens van Plautus*, Amsterdam 1938 (dazu Klotz, PhW 59, 1939, 598ff. und C. W. Keyes, *Half-sister marriage in New Comedy and the Epidicus:* TAPhA 71, 1940, 217ff.); *Grieksche origineelen en latijnsche navolgingen. Zes komedies van Menander bij Terentius en Plautus (Eunuchos. Heauton Timoroumenos. Andria. Adelphoi. Synaristosai. Dis Exapaton):* Verhandl. Akad. v. Wetensch. Amsterdam, Afd. Letterkunde N. R. 38, 2. 1936 (dazu Enk, Gnom. 15, 1939, 124ff.); *The Greek Aulularia:* Mnemosyne Suppl. 2, 1940 (dazu Süß, Gnom. 17, 1941, 369ff. Klotz, PhW 61, 1941, 587ff.); s. auch die folgende Anmerkung. – Wie kunstvoll Plautus bei der Umarbeitung seiner Vorlagen in Einzelfällen vorzugehen vermochte, ist von G. Jachmann, *Plautinisches und Attisches* 3ff. sehr eindrucksvoll am Rudens gezeigt worden; dazu dann H. Drexler, *Die Komposition von Terenz' Adelphen und Plautus' Rudens:* Philol. Suppl. 26, 2, 1934 (abgelehnt von Rieth, Gnom. 12, 1934, 647ff.). Den Aufbau des Pseudolus haben F. Klingner, Herm. 64, 1929, 110ff., und G. Jachmann, Philol. 88, 1933, 443ff., in ungemein förderlichen Arbeiten klären können; der Nachtrag von W. Theiler, Herm. 73, 1938, 274ff. macht freilich eine Überprüfung des ganzen Stückes nötig. Die Cistellaria, als deren Vorlage nun Menanders Synaristosai gesichert sind (Ed. Fraenkel, Philol. 87, 1932, 117ff.), ist vor und nach der oben erwähnten Abhandlung Kuipers eingehend von W. Süß, RhM 84, 1935, 161ff.; 87, 1938, 97ff. besprochen worden. *Der plautinische Poenulus und sein attisches Vorbild* war der Gegenstand einer Münchner Dissertation von Barbara Krysiniel (veröffentlicht Eos 34, 1932, 1ff.; dazu Klotz, PhW 54, 1934, 289ff. und Theiler, Herm. a. O. 289ff.). Über Knorrs Arbeit zur Mostellaria s. o. Anm. 82. – Zur Plautusforschung im allgemeinen s. auch P. Boyancé a. O. (o. S. 147 Anm. *) 187f. Stets heranzuziehen sind die *Motivstudien zur griechischen Komödie* von Fritz Wehrli, Zürich, Niehans, 1936.

[87] Die Hecyra und den Phormio hat W. E. Kuiper, *Two comedies by Apollodorus of Carystus:* Mnemosyne Suppl. 1, 1938, in derselben Weise wie die von ihm untersuchten plautinischen Stücke behandelt (dazu Klotz, PhW 59, 1939, 712ff. Büchner, Gnom. 16, 1940, 373ff.; feinfühlig M. R. Posani, *Originalità artistica dell'Hecyra di Terenzio:* Atene e Roma 8, 1940, 225ff.; *Sui rapporti tra l'Hecyra di Terenzio et l'ΕΚΥΡΑ di Apollodoro di Caristo:* ebd. 10, 1942, 141ff.; *Il Formione di Terenzio:* ebd. 9, 1941, 29ff.). Im übrigen standen im Mittelpunkt der Betrachtung die Andria und der Eunuchus (Andria: Oppermann, Herm. 69, 1934, 262ff. Drexler, ebd. 73, 1938, 39ff. Rambelli, StIt. 16, 1939, 79ff. E. Bigott, *Die Komposition der Andria des Terenz*, Diss. Köln 1939. – Eunuchus: Jachmann, NGG 1921, 69ff. E. Meyerhöfer, *Der Aufbau des Terenzischen Eunuchus*, Diss. Erlangen 1927. Pasquali, StIt. 13, 1936, 117ff. Büchner, ebd. 14, 1937, 151ff. Knoche, NGG Fachgr. 1, Bd. 1, Nr. 8, 1936; Bd. 3, Nr. 3, 1938; Drexler, Herm. 73, 1938, 73ff.; ebd. 76, 1941, 76ff. Knoche, ebd. 251ff. Drexler, Gnom. 18, 1942, 19ff. [Besprechung der sehr matten, allein den Eunuchus behandelnden Schrift von E. Reitzenstein, *Terenz als Dichter*, Amsterdam 1940]. Klotz, Würzburg. Jbb f. d. Alt.wiss. 1, 1946, 1ff.) – Daß die Bemühungen um die Andria und den Eunuchus gerade zwei Stücken des Menander galten, ist kein Zufall. Ein anderes Stück des Menander, der Heautontimoroumenos, wurde in seinem Gehalt an peripatetischer Philosophie sehr schön von R. Walzer, Herm. 70, 1935, 197ff. gewürdigt; um die Worte, die bei Terenz lauten *homo sum, humani nil a me alienum puto* (77), entstand eine lebhafte Erörterung (Bickel, RhM 90, 1941, 353. Körte, Herm. 77, 1942, 102f. Bickel, RhM 91, 1942, 186ff. Dornseiff, Herm. 78, 1943, 110f. Pohlenz, ebd. 270ff.); auch die Frage des Aufbaues des Stückes wurde nicht vernachlässigt (Jachmann, *Plautinisches und Attisches* 245ff. Drexler, Herm. 73, 1938, 65ff.). Das gesamte Werk des Menander

Komödien des Terenz sind, was bei den Stücken des Plautus fast garnicht der Fall ist, öfters auch Verse der griechischen Vorlagen erhalten, und diese gewähren, wenn sie mit Terenzens behutsamen Übertragungen verglichen werden, die zuverlässigsten Erkenntnisse über seine künstlerischen Absichten. Wie viel ein scharfer und geschulter Blick aus solchen Stellen abzulesen vermag, zeigt Jachmanns überlegener Terenz-Artikel in der Realencyclopädie, der auch die Angaben über das Leben des Dichters, insbesondere also die ersonnene Behauptung der antiken Grammatiker, daß die *nobiles*, mit denen Terenz verkehrte, der jüngere Scipio und seine Freunde gewesen seien, mit der nötigen Unbefangenheit beurteilt[88].

Der Vergleich zwischen zwei einander entsprechenden griechischen und römischen Schöpfungen ist in allen Fällen, wo er sich durchführen läßt, das sicherste Mittel, um die Eigenart der römischen Leistungen zu erkennen. Allerdings sind die griechischen Vorlagen, die von den Römern nachgestaltet wurden, weit weniger zahlreich auf uns gekommen, als wir es wünschen. Daß ihr gegenwärtiger Bestand sich – etwa durch Papyri – in bedeutenderem Maße vermehren könnte, wird niemand erwarten dürfen. Der schöne Fund vom Ende der Zwanzigerjahre, der mehr als ein Dutzend Verse aus der kallimacheischen Locke der Berenike ans Licht brachte[89] und in Catulls Übersetzung dieses Gedichtes sofort ein verwirrendes

---

vergegenwärtigte der Herausgeber seiner Komödien (Bd. 1, 3. Aufl., Leipzig 1939), A. Körte, in einer liebevollen Abhandlung über die *Menschen Menanders*, SBSächsAk. 89, 3, 1937 (für alles Sachliche s. Radermacher, RE 15, 1 [1931], 707ff. s. v. *Menandros*).

[88] G. Jachmann, RE 2. Reihe 5, 1 (1934), 598ff. s. v. *Terentius*. Über die Zeitfolge der Stücke, das heißt also über die Prologe, handelten anregend von gegensätzlichen Stellungen aus L. Gestri und R. Blum, StIt. 13, 1936, 61ff. 106ff.; seine umstürzenden Zeitansätze verteidigte Gestri ebd. 20, 1943, 3ff. Alles für das Verständnis des Terenz Wichtige faßte neuerdings J. Marouzeau in der Einleitung zu seiner Ausgabe (Paris, Coll. Budé, Bd. 1, 1942; 2, 1947*) zusammen.

[89] Catull 66, 44ff. Der griechische und der lateinische Text sind nebeneinander gestellt und sorgfältig besprochen von R. Pfeiffer, Philol. 87, 1932, 179ff; neuerdings wurden beide nochmals behandelt von E. Bickel, RhM 90, 1941, 81ff. Der griechische Text findet sich ferner auch in der kommentierten Ausgabe des Catull von W. Kroll. 2. Aufl., Leipzig 1929, 298 und – mit kurzen Erläuterungen – in der Ausgabe von M. Lenchantin de Gubernatis, Turin 1945, LXIVff. – Im Hinblick auf den griechischen Text des 1. Verses, der in der Form *πάντα τὸν ἐν γραμμαῖσιν ἰδὼν ὅρον ἥ τε φέρονται* ... jetzt ebenfalls bekannt geworden ist, hat B. Rehm, Philol. 89, 1934, 285 in Catulls Übersetzung *omnia qui magni dispexit lumina mundi* das überlieferte *lumina* wohl mit Recht in *limina* geändert (vgl. Bickel a. O. 101ff.). Dagegen hat man sich in V. 59 durch den griechischen Text zu einem Fehlurteil verleiten lassen, wenn man dort für den zerstörten Vers *hi dii ven ibi vario ne solum in lumine caeli* mit Rücksicht auf das überlieferte *ἀνθρώποις* vorschlug *deinde, viris vario* ... (Pfeiffer) oder *gentibus hic vario* ... (Bickel). Gewünscht wird im lateinischen Text ein Beiwort zu *caeli*, und dieses ist in Gestalt von *liquidi* von G. Friedrich (Kommentar, Leipzig 1908) bereits gefunden worden (auf die Verbindung *liquidum caelum* bei Ovid met. 1, 23 und German. Arat. 603, *liquidus aether* bei Stat. Theb. 8, 309, *liquida nox* bei Verg. Aen. 10, 272 hat Friedrich schon selbst hingewiesen; s. etwa noch Lucr. 5, 281. 500. Hor. 2, 20, 2. Verg. Aen. 7, 65. Ovid met. 1, 67). Die Verderbnis dürfte, anders als Friedrich annimmt, einen Majuskeltext – und zwar mit *hinc*, nicht *hic* als erstem Wort – zur Voraussetzung haben:

HINCLIQUIDI
HIDIIVENIBI

Ebenso wird der Fehler in 68, 63 – wie bekanntlich auch manche anderen Verderbnisse in der Catullüberlieferung – durch die Majuskelschrift veranlaßt sein (*hic* < HIC<AC; daß Skutsch den Text mit Recht geändert hat, wird von den Neueren unbegreiflicherweise nicht anerkannt).

Rätsel löste (der Strauß verwandelte sich wieder in den Zephyros), wird aller Voraussicht nach auf lange Zeit vereinzelt dastehen[90]. Aber bei dem berechtigten Bedauern über all das Verlorene sollte man nicht übersehen, für wie viele wichtige Texte doch die Möglichkeiten des Vergleichens seit jeher vorhanden gewesen sind. In welcher Art Catull das Hochzeitslied der Sappho *φαίνεταί μοι κῆνος ἴσος θεοῖσιν* umgestaltet hat[91], wie Vergil nach den kräftigen sizilischen Idyllen des Theokrit seine zarten, aller Wirklichkeit enthobenen arkadischen Eklogen gebildet hat[92], wie er zu Apollonios Rhodios steht[93] und wie er selbst und wie Ennius sich von Homer die Richtung geben ließen[94], wie Livius die nüchterne Geschichtsdarstel-

---

[90] Eher als mit einer Vermehrung der griechischen Texte, die in der römischen Literatur verwertet sind, wird man vielleicht mit einem Zuwachs zu den lateinischen Texten selbst rechnen dürfen. Die letzten Jahre haben uns immerhin so wertvolle Dinge gebracht wie einen Abschnitt aus einem römischen Annalisten (Oxyrh. Pap. 17, Nr. 2088; Aelius Tubero? s. A. Piganiol, in: Scritti in onore di Bartolomeo Nogara, Rom 1937, 373ff.), eine Rede des Kaisers Claudius (Berl. Griech. Urkd. 611; J. Stroux, *Eine Gerichtsreform des Kaisers Claudius:* SBBayerAk. 1929, Heft 8), den vollen Wortlaut eines bisher nur verkürzt erhaltenen Gaius-Textes (Pap. Soc. Ital. 1, 1182; E. Levy, ZRG 54, 1934, 258ff.) und auf Stein die Akten über die Säcularspiele des Kaisers Septimius Severus (E. Diehl, SBPreußAk. 1932, Nr. 27; dazu zuletzt A. Abaecherli Boyce, TAPhA 72, 1941, 36ff.). Unter den Papyri mit bekannten Texten ragt hervor der Juvenal-Papyrus von Antinoe (= Juv. 7, 149/98), der bei einem von Jahn getilgten Verse das Zeichen der Diple obelismene aufweist (als Zeichen der Tilgung verstanden von U. Knoche, *Handschriftliche Grundlagen des Juvenaltextes:* Philol. Suppl. 33, 1, 1940, 66ff., als rhetorisches Lesezeichen von G. Jachmann, *Studien zu Juvenal:* NGG 1943, 207 Anm. 1). Die nicht wenigen Papyri lateinischer Klassikertexte, die mit griechischen Übersetzungshilfen versehen sind, verzeichnet V. Reichmann, *Römische Literatur in griechischer Übersetzung:* Philol. Suppl. 34, 3, 1943, 28ff. Alle bisher bekannt gewordenen lateinischen 'literarischen Papyri' wurden aufgezählt von P. Collart, Rev. de philol. 67, 1941, 112ff.

[91] Darüber zuletzt F. Tietze, RhM 88, 1939, 246ff. E. Bickel, ebd. 89, 1940, 194ff. C. Gallavotti, Atene e Roma 11, 1943, 3ff. R. Lattimore, CPh 39, 1944, 184ff. Über Catulls Verhältnis zum griechischen Epigramm s. O. Weinreich, *Die Distichen des Catull,* Tübingen 1926. O. Hezel, *Catull und das griechische Epigramm* (= TübBeitr. 17), Stuttgart 1932. A. Ramminger, *Motivgeschichtliche Studien zu Catulls Basia-Gedichten,* Diss. Tübingen 1937. Zusammenfassend A. J. Wheeler, *Catullus and the tradition of ancient poetry* (= Sather Classical Lectures 9), Oxford 1934. E. A. Havelock, *The lyric genius of Catullus,* Oxford, Blackwell, 1939*. Enttäuschend I. Schnelle, *Untersuchungen zu Catulls dichterischer Form:* Philol. Suppl. 25, 3, 1933.

[92] Für die Wertung maßgebend G. Jachmann, *Die dichterische Technik in Vergils Bukolika:* NJbb 49, 1922, 110ff. Danach fördernd vor allem Georg Rohde, *De Vergili eclogarum forma et indole* (= Klass. Philol. Stud. hgb. v. F. Jacoby 5), Berlin 1925, mit Klingners Besprechung Gnom. 3, 1927, 576ff. F. Klingner, *Virgils erste Ekloge:* Herm. 62, 1927, 129ff. (= *Römische Geisteswelt* [s. u. Anm. 101] 172ff.). H. Oppermann, *Vergil und Oktavian. Zur Deutung der ersten und neunten Ekloge:* Herm. 67, 1932, 197ff. Erwin Pfeiffer, *Virgils Bukolika,* Stuttgart 1933. Klingner, *Virgil:* NBA 224 (= *Röm. Geisteswelt* 120ff.). H. J. Rose, *The Eclogues of Virgil* (= Sather Classical Lectures 17), Berkeley 1942*. J. Liegle, *Die Tityrusekloge:* Herm. 78, 1943, 209ff. B. Snell, *Arkadien, die Entdeckung einer geistigen Landschaft:* Antike u. Abendland 1, 1945, 26ff. (abgedruckt in Snells Aufsatzsammlung *Die Entdeckung des Geistes,* Hamburg 1946, 233ff.); s. auch E. A. Hahn, *The characters in the Eclogues:* TAPhA 75, 1944, 196ff.

[93] s. Friedr. Mehmel, *Virgil und Apollonius Rhodius. Untersuchungen über die Zeitvorstellung in der antiken epischen Erzählung* (= Hamburg. Arbeit. z. Alt.wiss. 1), Hamburg 1940. Über Valerius Flaccus und Apollonius s. Mehmel, *Valerius Flaccus,* Diss. Hamburg 1934.

[94] Hanny v. Kameke, *Ennius und Homer,* Diss. Leipzig 1926. Weniger ergiebig W. Röser, *Ennius, Euripides und Homer,* Diss. Freiburg i. Br. 1939. – Der Vergleich zwischen Vergil und Homer ist seit den Arbeiten der antiken Vergilkritik unzählige Male durchgeführt

lung des Polybios als Römer der augusteischen Zeit in erwärmender Anteilnahme nacherzählt[95], – dieses und vieles andere mehr läßt sich an Texten beobachten, die nicht erst ein neuerer Glücksfall uns in die Hände gegeben hat. Aber auch der Vergleich zwischen verschiedenen Werken der römischen Sprache bringt oft reichlichen Gewinn, mögen diese Werke nun – wie Lukrez, Vergil und Valerius Flaccus – beide im Urtexte erhalten sein[96] oder mag das eine von ihnen – wie es bei den Geschichtsdarstellungen mehrfach der Fall ist – nur in einer griechischen Bearbeitung (etwa bei Dionys von Halikarnass, Plutarch oder Dio Cassius) vorliegen. Durch die Untersuchung, mit welchen Darstellungsmitteln Ovid eine und dieselbe Geschichte in den Fasten und in den Metamorphosen wiedergibt, hat Heinze schon im Jahre 1919 für den Stil der elegischen Erzählung allgemeingültige Einsichten erworben[97]. Wie Livius die ältere Annalistik umformt, indem er die sittlichen Werte seines eigenen Zeitalters, Mäßigung und Selbstbeherrschung, zur Geltung bringt und die sorgsam ausgewählten Tatsachen nach wohlüberlegtem Plane ordnet, hat auf Heinzes Anregung hin sein Schüler Erich Burck durch den Vergleich der livianischen Darstellung mit der des Dionys von Halikarnass zur Anschauung gebracht[98]. Der Vergleich zwischen Tacitus und Sueton ist auf einem

---

worden und geradezu das Muster für die Kunst des Vergleichens geworden. Den höchsten Grad der Verfeinerung erreichte R. Heinze in seinem Buche über *Virgils epische Technik*, 3. Aufl. 1915; ein Beispiel daraus in Heinzes Ausführungen über Vergil in seiner Vortragsreihe *Die augusteische Kultur* (Leipzig 1930, 2. Aufl. 1933) 141ff.

[95] Vorbildlich K. Witte, *Über die Form der Darstellung in Livius' Geschichtswerk:* RhM 65, 1910, 270ff. 359ff. Danach F. Hellmann, *Livius-Interpretationen* (s. o. Anm. 27) 82ff. A. Lambert, *Die indirekte Rede als künstlerisches Stilmittel des Livius*, Diss. Zürich 1946, 58ff.; s. auch Burck, Gnom. 13, 1937, 613ff. (Besprechung von H.-G. Plathner, *Die Schlachtschilderungen bei Livius*, Diss. Breslau 1934). Vgl. unten Anm. 101.

[96] Ausgezeichnet Hertha Klepl, *Lukrez und Virgil in ihren Lehrgedichten*, Diss. Leipzig 1940 (dazu Wolfg. Schmid, Gnom. 20, 1944, 85ff.). Vornehmlich einen Vergleich zwischen Valerius Flaccus und Vergil bietet die oben Anm. 93 erwähnte Dissertation von F. Mehmel.

[97] R. Heinze, *Ovids elegische Erzählung:* SBSächsAk. 71, 7, 1919. – Wie Heinze so hat später H. Haffter in seinen von Ed. Fraenkel angeregten *Untersuchungen zur altlateinischen Dichtersprache* (= Problemata 10, Berlin 1934) aus der vergleichenden Beobachtung stilistischer Verschiedenheiten, die sich im Werke eines einzelnen Schriftstellers finden, die allgemeinen Gesetze ableiten können, die für die übergreifenden Redegattungen gültig gewesen sind; der besondere Stil der Sprech- und der Langverse der römischen Komödie ist durch Haffters Arbeit einprägsam sichtbar geworden (den Unterschied zwischen den großen Gattungen des altrömischen Epos und der frühen Bühnendichtung hat Ed. Fraenkel selbst in seinen Abhandlungen über Livius Andronicus RE Suppl. 5 [1931], 598ff. und über Naevius RE Suppl. 6 [1935], 622ff. klar herausgestellt).

[98] E. Burck, *Die Erzählungskunst des Livius* (= Problemata 11), Berlin 1934 (dazu Klingner, Gnom. 11, 1935, 577ff.; Einwände bei R. Jumeau, *Tite-Live et l'historiographie hellénistique:* REA 38, 1936, 63ff.). An einem besonders lehrreichen Einzelfalle hatte schon Heinze – in seiner Vortragsreihe *Die augusteische Kultur* (s. o. Anm. 94) 97ff. – den Vergleich zwischen Livius und einer seiner Vorlagen durchgeführt) (Claud. Quadrig. fr. 10b Pet. b. Gell. 9, 13 ~ Liv. 7, 9, 6ff.). Die Kunst des Livius berücksichtigt gebührend auch J. Bayet in der Einleitung zu seiner mit Recht viel gerühmten Ausgabe des Livius (Paris, Coll. Budé, 1940ff. [bisher Bd. 1–4], mit kurzen Erklärungen unter G. Baillets Übersetzung und vom 3. Bande an auch gelehrten 'Appendices'). Fast nur der Frage, welche sachlichen Angaben Livius in seinen Vorlagen fand und wie er unter diesen die Auswahl vornahm, dienen die drei Hefte *Livius und seine Vorgänger* von A. Klotz (= NWzA, 2. Reihe, Heft 9/11), Leipzig 1940/41. Unzulänglich W. Aly, *Livius und Ennius* (ebd. Heft 5), Leipzig 1935 (dazu Burck, Gnom. 13, 1937, 603ff.).

Teilgebiete, in der Schilderung des Dreikaiserjahres, schon vor dreißig Jahren von Edmond Courbaud in einem ertragreichen kleinen Buche durchgeführt worden, das an einigen sehr eindrucksvollen Beispielen zeigt, wie Tacitus die Tatsachen, die ihm von der Überlieferung geboten wurden, auf ihre seelischen Voraussetzungen und Wirkungen hin betrachtet[99]. Anderes, wie etwa ein Vergleich zwischen Tacitus und Dio Cassius, bleibt zu erwarten[100].

Was die Arbeit des Vergleichens für die Wissenschaft bedeutet, wird am besten selbst wiederum durch einen Vergleich zu erkennen sein. Die Texte, an denen wir unsere Vergleichungen vornehmen, sind, wie wir gesehen haben, im wesentlichen dieselben, die schon den früheren Geschlechtern zur Verfügung standen. Aber während man früher die Vorlagen oder die Quellen eines Schriftstellers zu ermitteln sich bemühte und oft bei der Feststellung der Abhängigkeit es sein Bewenden haben ließ, suchen wir jetzt nicht mehr allein die Abhängigkeit, sondern in ihr und durch sie vielmehr die Selbständigkeit der beiden zueinander in Beziehung stehenden Werke zu erweisen. Dabei lassen wir uns gerade im Hinblick auf manche Fehlurteile der Vergangenheit, die uns in einer gewissen Unduldsamkeit oder gar Überheblichkeit der Betrachter ihren Grund zu haben scheinen, jetzt sehr bewußt von dem Wunsche leiten, jedes Werk so weit wie irgend möglich aus seinen eigenen Voraussetzungen heraus zu verstehen. Mehr als alle anderen Schriftsteller sind Horaz und Vergil, die als Zeugen einer Zeitwende unserem Geschlechte besonders nah zu sein scheinen, durch neue Deutungen ihrer Werke erhöht worden. Welcher Hingabe an ihre Schöpfungen wir wieder fähig geworden sind, zeigen am schönsten die feinsinnigen Aufsätze, die Friedrich Klingner ihnen gewidmet hat. Gesammelt und mit den nicht weniger verständnisvollen Würdigungen des Livius und Tacitus verbunden liegen sie nun in einem der kostbarsten Bände vor, die uns in der letzten Zeit geschenkt worden sind[101]. Ähnlich ergiebig ist das neuere

[99] E. Courbaud, *Les procédés d'art de Tacite dans les Histoires*, Paris 1918. Gleichfalls den Historien des Tacitus gewidmet ist das nützliche Buch von Paola Zancan, *La crisi del principato* (= Pubbl. Fac. Lett. e Filos. R. Univers. Padova 16), Padua 1939.

[100] Noch nicht gedruckt ist die Dissertation von Otto Hilpert, *Kritische Untersuchungen zur Darstellungsweise des Tacitus in den Annalen* (Freiburg i. Br. 1947), in der die sechs ersten Bücher der Annalen fortlaufend mit den entsprechenden Stücken bei Dio und Sueton verglichen werden; für die späteren Bücher begann eine ähnliche Arbeit J. Martin, *Zur Quellenfrage in den Annalen und Historien*, in: Studien zu Tacitus (o. Anm. 11) 31ff.

[101] F. Klingner, *Römische Geisteswelt* (= Sammlg. Dieterich 29), Leipzig 1943; die hier vereinigten Aufsätze sind zum überwiegenden Teile vorher in der 'Antike' veröffentlicht worden.

Das neue Vergilverständnis zeigt sich ferner in den oben Anm. 92/94 genannten Arbeiten sowie etwa bei Ed. Fraenkel, *Gedanken zu einer deutschen Vergilfeier*, Berlin 1930; W. Willi, *Vergil*, München 1930 (dazu Fraenkel, Gnom. 6, 1930, 513ff.); W. Schadewaldt, *Sinn und Werden der vergilischen Dichtung*, in: Aus Roms Zeitwende (= Das Erbe d. Alten, 2. Reihe, Heft 20), Leipzig 1931, und H. Oppermann, *Vergil* (= Auf d. Wege z. nationalpolit. Gymnasium 7), Frankfurt 1938. Mit besonderer Kennerschaft ist in England W. F. J. Knight um Vergil bemüht gewesen; reich an Beobachtungen und Erwägungen sein *Roman Vergil*, London, Faber & Faber, 1944; von Knight angeregt R. W. Cruttwell, *Virgil's mind at work*, Oxford, Blackwell, 1946.

Über Horaz hat in Deutschland neben Klingner wohl das Beste gesagt R. A. Schröder im Anhang zu seiner Horaz-Übersetzung sowie in einem Aufsatz über Horaz als politischen Dichter in der Europäischen Revue 11, 1935, 311ff. (beides aufgenommen in die *Aufsätze und Reden*, Berlin 1939, 1, 88ff.); gut auch Oppermann, NBA 265ff. (vgl. auch

sehr rege Bemühen um Sallust gewesen: aus dem zweckbewußten Parteigänger Caesars, als den man ihn eine Zeitlang glaubte auffassen zu müssen, ist er wieder der unabhängige, um Erkenntnis bemühte Geschichtsschreiber geworden, dessen menschliche Befangenheit und künstlerische Eigenwilligkeit zwar überall zu

---

o. Anm. 13). Die Einheit in dem vielgestaltigen Werke des Horaz wurde immer deutlicher in der menschlichen Haltung erkannt, in der Horaz aus überlegener Einsicht ebenso sehr die Umwelt wie das eigene Ich zu formen suchte. Auf diesen Formwillen konnten in gleicher Weise die kräftig zupackende Rede der Jamben, das behutsame Erziehungswerk der Satiren und der dem Staate gewidmeten Oden sowie endlich auch die schlichte Selbstdarstellung im Liede und in den Lehren der Episteln zurückgeführt werden (geistreich H. B. Jaffee, *Horace. An essay in poetic therapy*, Diss. Chicago 1944). Es entspricht dieser allgemeinen Erkenntnis, daß auch die wichtigsten Einzelarbeiten sich gerade mit solchen Gedichten beschäftigten, in denen Horaz sich als Ermahner und als Belehrer zeigte (unentbehrlich der klare Überblick über die Veröffentlichungen der Jahre 1929/36 von K. Büchner, BursJber. 267, 1939). Die Jambendichtung als Ganzes hat B. Kirn, *Zur literarischen Stellung von Horazens Jambenbuch*, Diss. Tübingen 1935, als Ausdruck neuer menschlicher und künstlerischer Ansprüche gewürdigt (einzelnes seit Büchners Bericht: üb. epod. 1 u. 9 Wurzel, Herm. 73, 1938, 361ff.; üb. epod. 16 Fuchs, Widerstand [o. Anm. 50] 37 Anm. 27; Geist. Arbeit 1938, Nr. 18, 5f.; für die Zeitstellung vor der 4. Ekloge Vergils am überzeugendsten Snell, Herm. 73, 1938, 237ff.; danach Barwick, Philol. 96, Heft 1/2 [1943/45], 28ff.). Als 'Klassiker der römischen Satire' wurde Horaz von U. Knoche, NJbb 12, 1936, 500ff. gegen Lucilius und Juvenal abgehoben (s. auch Knoche, *Betrachtungen über Horazens Kunst der satirischen Gesprächsführung:* Philol. 90, 1935, 372ff. 490ff.; wichtig A. K. Michels, *παῤῥησία and the Satire of Horace:* CPh 39, 1944, 173ff. [Horaz verwirklicht die epikureische Lehre von der taktvollen Freimütigkeit]; vgl. auch o. Anm. 32. 34). Über den 'Zyklus der Römeroden' trug R. Heinze in seiner letzten öffentlichen Äußerung eine neue Auffassung vor, die den geschlossenen Bau aus Älterem und Jüngerem entstanden sein läßt (NJbb 5, 1929, 675ff. = Ges. Aufs. [o. Anm. 26] 213ff.; dagegen ein Versuch, die Einheit zu erweisen, von C. Koch, NJbb 4, 1941, 62ff.; vgl. auch L. Amundsen, The 'Roman Odes' of Horace: SymbOsl. Suppl. 11 [= Serta Eitremiana], 1943, 1ff.*; Weiteres zu den politischen Gedichten seit Büchners Bericht: üb. 1, 2 Steidle, Antike, alte Sprachen u. deutsche Bildung 1, 1943, 23ff. Rupprecht, Würzburg. Jbb f. d. Alt.wiss. 1, 1946, 67ff.; üb. 1, 14 Carlsson, Eranos 42, 1944, 1ff.; üb. 3, 5 Haffter, Philol. 93, 1938, 132ff.; üb. 3, 24 Oppermann, NBA 282ff. Carlsson a. O. 16ff.; üb. 4, 5, 5 Fuchs, Verherrlichung Roms [o. Anm. 42] 55; üb. 4, 14, 1/5 Instinsky, Herm. 77, 1942, 313ff., bes. 325 Anm. 5; zu anderen Gedichten: üb. 1, 1 Carlsson, Eranos 44, 1946, 404ff.; üb. 1, 26 ders., ebd. 42, 1944, 7ff.; üb. 1, 32 ders., ebd. 9ff.; üb. 2, 1 Steidle a. O. 20ff.; üb. 2, 7 Edelstein, AJPh 62, 1941, 441ff. Alexander, Transact. R. Soc. Canada 36, 1942, sect. 2, 13ff.*; üb. 2, 12 Wili, Festschrift f. Ed. Tièche, Bern 1947, 179ff. [Hor. 2, 12 Antwort auf Prop. 2, 1; nicht überzeugend: Prop. 2, 1 kann nicht als Einzelstück von Horaz angehört worden sein]; üb. 3, 30, 10ff. Sturtevant, TAPhA 70, 1939, 295ff.; üb. 4, 8 Dornseiff, Philol. 95, 1942, 166ff. [vgl. o. Anm. 37]). Ebenfalls von Heinze ist die Dichtung der Episteln neu begriffen worden (NJbb 43, 1919, 305ff. = Ges. Aufs. 236ff.): sie gilt uns nun als die reinste Äußerung der horazischen Selbstbesinnung und Selbstdarstellung. Wenn aber Heinze noch gemeint hatte, daß die Briefe zunächst nur für die Angeredeten selbst bestimmt gewesen seien und aus dem raschen Augenblick heraus zu ihnen sprächen, so wird man jetzt – nach einem einleuchtenden Aufsatz von E. P. Morris, *The form of the Epistles of Horace:* Yale Classical Studies 2, 1931, 19ff. – auch sie nur als stilisierte Kunstwerke betrachten dürfen, die mit dem Schein der Tageswirklichkeit das Grundsätzliche umhüllen (zu epist. 1, 7 s. jetzt Büchner, Herm. 75, 1940, 64ff. Gunning, Mnemos. 10, 1942, 303ff.). Mehr aber als jedes andere Werk des Horaz hat die Ars poetica die Arbeit der Erklärer in Anspruch genommen: daß sie in kurzer Zeit dreimal als Ganzes und ein viertes Mal zur Hälfte durchbesprochen wurde, ist gewiß nicht nur der Tatsache zu verdanken, daß mit einigen wiederaufgefundenen Sätzen des Neoptolemos von Parion sich die Frage stellte, wie Horaz diese und andere Vorlagen benutzt habe, sondern die Bereitschaft zu jenen Unternehmungen ergab sich aus der Einsicht, daß gerade auch aus der Kunstlehre des Horaz wichtige Aufschlüsse über seine eigene Dichtung und seine Selbstauffassung zu erhalten seien (zu Neoptolemos neuerdings P. Boyancé, Rev. de philol. 62, 1936, 20ff. Büchner, BursJber. 267, 1939, 91ff. Erklärungen der Ars poetica von Rostagni, Turin 1930. Immisch, Philol. Suppl. 24, 3, 1932. Klingner, SBSächsAk. 88, 3, 1936. Steidle, Diss. Berlin 1939: über die 'Dichteridee des Horaz' sehr fein F. Solmsen, Zs f. Ästhet. u. allg. Kunstwissensch. 26, 1932, 149ff.). Zum Schluß sei als

spüren ist, dem aber gerade deswegen am wenigsten vorgeworfen werden kann, daß er sich zur Tätigkeit in fremden Diensten bereit gefunden hätte[102]. Da auch

die mächtigste Leistung dieser Jahre die Übersetzung der Oden und Epoden von R. A. Schröder (Wien 1935) genannt. Was gegen sie einzuwenden ist, hat Horaz selbst a. p. 47/48 vorweggenommen. Dennoch wird niemand dem großen Werke die Bewunderung versagen.

Für die Würdigung des Livius hat nach Klingner am meisten E. Burck geleistet (vgl. o. Anm. 98), dessen Aufsatz über 'Livius als augusteischen Historiker' (Die Welt als Geschichte 1, 1935, 446ff.) die beste Einführung in das Werk des Livius darstellt (vortrefflich auch Burcks Einleitung zu seiner Auswahl aus der 1. Dekade: Heidelb. Texte, Lat. Reihe 7, Heidelberg, F. H. Kerle, 1947). Eine gute umfangreichere Darstellung bot Paola Zancan, *Tito Livio*, Mailand 1940. Lehrreich ferner außer den oben Anm. 27. 51. 95. 98 genannten Arbeiten H. Bruckmann, *Die römischen Niederlagen im Geschichtswerk des Livius*, Diss. Münster 1936. W. Krüger, *Ein Beitrag zur Darstellungskunst des T. Livius (2, 21, 5–2, 33)*, Diss. Jena 1938. G. Stübler, *Die Religiosität des Livius* (TübBeitr. 35), Stuttgart 1941. W. Hoffmann, *Livius und der zweite Punische Krieg:* Herm.-Einzelschr. 8, 1942. Zum Begriff der *'Patavinitas'* klärend Latte, CPh 35, 1940, 56ff. (nicht fördernd MacKay ebd. 38, 1943, 44ff. Whatmough ebd. 205). – Letzter Forschungsbericht von R. Rau, BursJber. 242, 1934, 75ff.

Das Verständnis des Tacitus ist vor allem durch die oben Anm. 10/11 genannten Arbeiten gefördert worden (vgl. auch Anm. 99/100); danach jetzt in zwangloser Wiedergabe eigener Beobachtungen E. Howald, *Vom Geist antiker Geschichtsschreibung*, München 1944, 193ff. (in demselben Buche auch Abhandlungen über Caesar, Sallust, Livius; eine großzügige Schilderung der allgemeinen geistigen Bewegungen, von denen diese Schriftsteller getragen wurden, gab Howald in seiner *Kultur der Antike* [im Handbuch der Kulturgeschichte hgb. v. H. Kindermann], Potsdam 1935). Über 'Tacitus und die antike Schicksalslehre' (ann. 6, 22) handelte mit einzigartiger Gelehrsamkeit W. Theiler, Phyllobolia f. P. Von der Mühll, Basel 1946, 35ff. Weniger von Tacitus selbst als von seiner Zeit, ihren *vitia* und *virtutes*, ist die Rede bei H. Drexler, *Tacitus. Grundzüge einer politischen Pathologie* (= Auf d. Wege z. nationalpolit. Gymnasium 8), Frankfurt 1939. Nicht vergessen wird man R. Reitzenstein, *Tacitus und sein Werk.* NWzA 4, 1926, 1ff. – Letzter Forschungsbericht (für die Jahre 1931/38) von E. Köstermann, BursJber. 282, 1943, 78ff.

[102] Die neuere Sallustforschung (die als eine eigentümlich deutsche Angelegenheit – a family feud between German scholars – bezeichnet werden konnte: Raubitschek, AJPh 66, 1945, 332) begann mit dem von H. Drexler im Jahre 1927 auf der Göttinger Philologenversammlung vorgetragenen Einspruch gegen die älteren Auffassungen (abgedruckt NJbb 4, 1928, 390ff.; die früheren Lehren z. B. bei W. Baehrens, *Sallust als Historiker, Politiker und Tendenzschriftsteller:* NWzA 4, 1926, 33ff.). 1928 folgte Klingners Aufsatz *Die Einleitung der Historien Sallusts:* Herm. 63, 1928, 165ff., der in der Zeit von der Coniuratio Catilinae bis zu den Historien einen Wandel in der Geschichtsauffassung Sallusts nachzuweisen vermochte. Die Entwicklung Sallusts in der vorangehenden Zeit verfolgte daraufhin O. Seel, *Sallust von den Briefen ad Caesarem zur Coniuratio Catilinae*, Leipzig 1930; gleichzeitig ließ E. Skard seine Arbeit über *Sallust als Politiker* erscheinen: SymbOsl. 9, 1930, 69ff. Über das Bildungsgut, das Sallust aufgenommen hat, handelten F. Egermann, *Die Proömien zu den Werken des Sallust:* SBWienAk. 214, 3, 1932 und S. Pantzerhjelm Thomas, *The prologues of Sallust:* SymbOsl. 15/16, 1936, 140ff., der die von Egermann bei Sallust nachgewiesenen platonischen Sätze durch stoische Vorlagen vermittelt sein lassen wollte; die sehr starke Wirkung des Thukydides wurde von H. Patzer, NJbb 4, 1941, 124ff. deutlich gemacht. An eine Gesamtdarstellung der schriftstellerischen Leistung Sallusts wagte sich W. Schur, *Sallust als Historiker*, Stuttgart 1934 (ergänzend Klio 29, 1936, 60ff.; Einwände gegen Schur bei Egermann, Gnom. 13, 1937, 240ff.). Vom Stil der Darstellung her suchte K. Latte, *Sallust* (= NWzA 2. Reihe, Heft 4), Leipzig 1935, den Menschen zu begreifen. Über das 'heutige Sallustbild' berichtete zusammenfassend mit selbständigem Urteil H. Oppermann, NJbb 11, 1935, 51ff. (vgl. F. Sehindler, *Untersuchungen zur Geschichte des Sallustbildes*, Diss. Breslau 1939*; s. auch K. Vretska, *Geschichtsbild und Weltanschauung bei Sallust:* Gy 48, 1937, 24ff. R. Ebeling, *Sallust als Beurteiler seiner Zeit:* Antike, alte Sprachen u. deutsche Bildung 2, 1944, 19ff.). Die 'Grundwerte römischer Staatsgesinnung' hob V. Pöschl (s. Anm. 32) aus den Geschichtswerken des Sallust in ähnlicher Weise heraus, wie H. Drexler anhand der Geschichtswerke des Tacitus (o. Anm. 101 Ende) ihre Gefährdung hatte sichtbar werden lassen. Von dieser Wertwelt ausgehend ist neuestens M. Rambaud, *Les prologues de Salluste et la démonstration morale dans son œuvre:* REL 24, 1946, 115ff. zu einer vertieften Auffassung der Prooemien gelangt. – Von den verschiedenen Schriften des Corpus Sallustianum wurden vor allem die Briefe behandelt, deren

Lukrez und Ovid, Lucan und Seneca als römische Schriftsteller neu gewürdigt worden sind[103], wird es um so stärker bedauert werden, wenn von Cicero in diesen Jahren verhältnismäßig wenig die Rede gewesen ist. Daß die früheren Urteile über ihn ebenso unzutreffend sind wie die über Horaz, Vergil und Sallust, wird keinem von uns zweifelhaft sein. Aber es ist vielleicht doch nicht ohne Sinn, daß die schwerste aller Aufgaben, die uns im Bereiche der römischen Literatur gestellt ist, nicht schon vor anderen in die Hände genommen ist. Genähert hat man sich Cicero zunächst von der Betrachtung seiner philosophischen Schriften her, der ἀπόγραφα, wie er selbst sie nannte (ad Att. 12, 52, 3), die so lange nur als ein frucht-

Echtheit (vgl. u. S. 188) kaum mehr in Frage gestellt wurde (A. Holborn, Diss. Berlin 1926. Kroll, Herm. 62, 1927, 373ff. Seel a. O. B. Edmar, Diss. Lund 1931. E. Skard, SymbOsl. 10, 1932, 61ff. H. Dahlmann, Herm. 69, 1934, 380ff. G. Carlsson, *Eine Denkschrift an Caesar über den Staat:* Skrifter utg. av Vetensk.-Societ. Lund 19, 1936. W. Steidle, Herm. 78, 1943, 80ff. Kommentierte Schulausgabe der Briefe von E. Kirchner, Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1938*). In der Betrachtung der Geschichtswerke trat das Bellum Iugurthinum (dazu zuletzt P. Perrochat in seinem Beitrag zum Mémorial des Études latines [o. S. 147 Anm. *]. K. v. Fritz, *Sallust and the attitude of the Roman nobility in the time of the war against Jugurtha:* TAPhA 74, 1943, 124ff.; lehrreich E. Skard, *Marius' speech in Sallust: Jug. chap. 85:* SymbOsl. 21, 1941, 98ff.) wesentlich hinter der Coniuratio Catilinae zurück (Einzelabhandlungen: K. Vretska, *Der Aufbau des Bellum Catilinae:* Herm. 72, 1937, 202ff. Jos. Vogt, *Cicero und Sallust über die catilinarische Verschwörung* [= Auf d. Wege z. nationalpolit. Gymnasium 3], Frankfurt 1938. F. Lämmli, *Sallusts Stellung zu Cato, Caesar, Cicero:* MusHelv. 3, 1946, 94ff.). Eine Einführung in das gesamte Werk des Sallust bietet – nach Funaioli, RE 2. Reihe 1, 2 (1920), 1913ff. s. v. *Sallustius* – nun auch A. Ernout in der Vorrede zu seiner Ausgabe des Sallust (Paris, Coll. Budé, 1941); zur Sprache des Sallust s. W. Kroll, Glotta 15, 1927, 280ff. E. Skard, SymbOsl. 10, 1932, 61ff; ebd. Suppl. 11 (= Serta Eitremiana), 1943, 141ff.

[103] Lukrez: J. Mewaldt, RE 13 (1927), 1659ff. s. v. *Lucretius Carus.* O. Regenbogen, *Lukrez. Seine Gestalt in seinem Gedicht* (= NWzA 2. Reihe, Heft 1), Leipzig 1932 (dazu Büchner, Gnom. 12, 1936, 634ff.). Marc Rozelaar, *Lukrez, Versuch einer Deutung,* Diss. Amsterdam 1941. Hertha Klepl, *Lukrez und Virgil* (o. Anm. 96); Wolfg. Schmid, Gnom. 20, 1944, 1ff. 85ff. (wichtig). W. Kranz, *Lukrez und Empedokles:* Philol. 96, Heft 1/2 (1943/45), 68ff. Wolfg. Schmid, *Lukrez und der Wandel seines Bildes:* Antike und Abendland 2, 1946, 193ff. – Einzelnes: K. Ziegler: *Die Überlieferung vom Tode des Lukrez:* Herm. 71, 1936, 421ff. (der Selbstmord eine Legende). D. van Berchem, *La publication du DE RERUM NATURA et la VIe églogue de Virgile:* MusHelv. 3, 1946, 26ff. (Veröffentlichung des Werkes kurz vor der 6. Ekloge, also nicht durch Cicero). Rosamund E. Deutsch, *The pattern of sound in Lucretius,* Diss. Bryn Mawr Coll. 1939. P. Friedländer, *Pattern of sound and atomistic theory in Lucretius:* AJPh 62, 1941, 16ff. K. Büchner, *Beobachtungen über Vers und Gedankengang bei Lukrez:* Herm.-Einzelschr. 1, 1936. – Zu 1, 44/9: Deichgräber, RhM 90, 1940, 56ff.; zu 2, 600ff. (Magna Mater): Perret, REL 13, 1935, 332ff. Boyancé, REL 19, 1941, 147ff. (die Deutung ist stoisch); zu 2, 1144ff.: Greene, AJPh 63, 1942, 51ff.; zum Aufbau von Buch 3: Rand, Rev. de philol. 60, 1934, 243ff.; zu 3, 59/86: Perret, Mél. Ernout (o. Anm. 75) 277ff.; zu 3, 1003f.: Cousin ebd. 97ff.; zu 4, 45/53: Wolfg. Schmid, Philol. 93, 1938, 338ff. (Nachweis der Interpolation); zum Aufbau von Buch 5: Barwick, Philol. 95, 1942/43, 193ff.; zu 5, 1341/9 W. Schmid a. O. 346 Anm. 20 (die Verse sind unecht). – Neue eindringende Kommentare von William E. Leonard und Stanley B. Smith, Madison, The University of Wisconsin Press, 1942*, sowie von C. Bailey, 3 Bde., Oxford 1947.

Ovid: P. Fargues, *Ovide. L'homme et le poète:* Rev. d. Cours et Confér. 40, 1938/39, 31ff. 137ff. W. Kraus, RE 18, 2 (1942), 1910ff. s. v. *Ovidius Naso.* Herm. Fränkel, *Ovid. The poet between two worlds* (= Sather Classical Lectures 18), Berkeley 1945 (Ovid zwischen der antiken und der christlichen Welt). R. P. Oliver, *The first edition of the Amores:* TAPhA 76, 1945, 191ff. (neue Gedichte in der gekürzten zweiten Auflage beeinträchtigen die Vorstellung von Corinna). Joh. Corn. Arens, *De godenschildering in Ovids Metamorphosen,* Diss. Nijmwegen 1946*. – Letzter Forschungsbericht (für die Jahre 1928/37) von F. Lenz, BursJber. 264, 1939, 1ff.

Lucan: Ed. Fraenkel, *Lucan als Mittler des antiken Pathos:* Vorträge d. Bibl. Warburg 1924/25, Leipzig 1927, 229ff.; s. auch Fraenkels Besprechung von Housmans Lucan-

bares Feld für Quellenforschungen gegolten haben. Aber der λόγιος ἀνήρ, der Mann des Geistes, war nach dem Worte des Augustus auch ein φιλόπατρις, ein guter Bürger, der sein Vaterland liebte (Plut. Cic. 49 p. 886b), und Cicero selbst hat mit seiner ganzen Tätigkeit, der rednerischen wie der staatsmännischen wie auch der philosophischen, bewußt seinem Volke dienen wollen. Ihn als λόγιος und als φιλόπατρις zu begreifen, das heißt die Wechselwirkung zwischen seiner staatsmännischen und seiner schriftstellerischen Leistung zu erfassen, wird also eine unserer nächsten Pflichten sein. Dabei mögen wir uns stets das schöne Wort des Quintilian (10, 1, 112) gegenwärtig halten, daß nur der überzeugt sein dürfe, sein Studium mit Erfolg betrieben zu haben, welcher Cicero zu schätzen wisse: *ille se profecisse sciat, cui Cicero valde placebit*[104].

Ausgabe Gnom. 2, 1926, 497ff. A. Thierfelder, *Der Dichter Lucan:* Archiv f. Kulturgeschichte 25, 1934, 1ff.; vgl. ferner A. Specka, *Der hohe Stil in den Dichtungen Senecas und Lucans,* Diss. Königsberg Pr. 1937. W. H. Friedrich, *Cato, Caesar und Fortuna bei Lucan:* Herm. 73, 1938, 391ff. A. Bachmayer, *Die Motivierung in Lukans Pharsalia,* Diss. Freiburg/Schweiz 1940. B. M. Marti, *The meaning of the Pharsalia:* AJPh 66, 1945, 352ff.; zu E. Malcovati, *M. Anneo Lucano,* Mailand 1940, s. Seel, Gnom. 19, 1943, 40ff. Kommentar zum 1. Buch von R. J. Getty, Cambridge 1940.

Seneca: A. Oltramare, *Senèque diplomate:* REL 16, 1938, 218ff. U. Knoche, *Der Philosoph Seneca,* Frankfurt 1933. O. Regenbogen, *Seneca als Denker römischer Willenshaltung:* Ant. 12, 1936, 107ff. M. Pohlenz, *Philosophie und Erlebnis in Senecas Dialogen:* NGG 1941, 55ff. H. Dahlmann, *Seneca und Rom:* NBA 296ff. (bes. über De otio). W. H. Alexander, *Seneca's ad Polybium De consolatione:* Transact. R. Soc. Canada 37, 1943, sect. 2 19ff.* (über Senecas Haltung in dieser Schrift). W. Richter, *Annaeus Seneca. Das Problem der Bildung in seinen Briefen,* Diss. München 1940. S. Blankert, *Seneca (Epist. 90) over natuur en cultuur en Posidonius als zijn bron,* (Diss.) Amsterdam 1940. Ant. Sipple, *Der Staatsmann und Dichter Seneca als politischer Erzieher,* Diss. Tübingen 1938. F. Egermann, *Seneca als Dichterphilosoph:* NJbb 3, 1940, 18ff. B. M. Marti, *Seneca's tragedies. A new interpretation:* TAPhA 76, 1945, 216ff. (vgl. auch Cl. W. Mendell, *Our Seneca,* New Haven u. Oxford, Univers. Press, 1941*). A. Hadas, *The Roman stamp in Seneca's tragedies:* AJPh 60, 1939, 220ff. R. A. Pack. *On guilt and error in Senecan tragedy:* TAPhA 71, 1940, 360ff. O. Regenbogen, *Schmerz und Tod in den Tragödien Senecas:* Vorträge d. Bibl. Warburg 1927/28, Leipzig 1930, 167ff. U. Knoche, *Senecas Atreus, ein Beispiel:* Ant. 17, 1941, 60ff. F. Stössl, *Der Tod des Herakles,* Zürich, Rhein-Verlag, 1945, 88ff. (zum Hercules Oetaeus; dazu auch Mendell, *Our Seneca* [s. o.]); s. auch J. Haußleitner, BursJber. 281 (Nacharistotelische Philosophen), 1943, 73ff.

[104] An der selbstgerechten Aburteilung Ciceros, mit der ein ganzes Zeitalter sich entwürdigt hat, wird niemand sich mehr beteiligen wollen. Aber ein volles Verständnis der Leistung Ciceros ist bei weitem noch nicht erreicht; möglicherweise wird es zunächst nötig sein, Caesar gegenüber unbefangener zu werden, als man es heutzutage, geblendet von seinen Erfolgen, im allgemeinen ist. Nachdem Th. Zielinski mit seinem mutigen Buche über *Cicero im Wandel der Jahrhunderte* (1. Aufl. 1897, 2. Aufl. 1908, 3. Auf. 1912) die Freiheit des Urteils wiederhergestellt und das Empfinden für das geistige Wirken Ciceros geweckt hatte und nachdem dann R. Heinze in seiner Schilderung der 'politischen Anfänge Ciceros' (AbhSächsAk. 27, 1909, 947ff. = Ges. Aufs. 59ff.) das Beispiel einer vorurteilsfreien Betrachtung auch des öffentlichen Handelns Ciceros gegeben hatte, wandte sich die Forschung, geführt von Reitzenstein (*Die Idee des Prinzipats bei Cicero und Augustus:* NGG 1917, 399ff.) mit sicherem Gefühl für das Mögliche sowohl wie für das Nötige zunächst dem Werke zu, in dem Cicero aus seinen eigenen politischen Erfahrungen heraus das geistige Reich der Römer erschaffen hatte. Die einzelnen Abschnitte in der Erforschung der Schrift De re publica – es ist das einzige Werk Ciceros, dessen Erforschung in neuerer Zeit wirklich eine 'Geschichte' hat, so sehr man von Fall zu Fall natürlich auch um die anderen Schriften bemüht gewesen ist – hat E. Burck im Anhang zu seiner Ausgabe der Gesammelten Aufsätze R. Heinzes klar voneinander abgegrenzt. Wie sehr Cicero mit seinen Vorstellungen vom Staate und vom Staatsmanne Platoniker gewesen ist, haben die letzten Arbeiten deutlich erwiesen (mustergültig R. Harder, *Über Ciceros Somnium Scipionis:* Schrift. d. Königsberg. Gelehrt. Gesellsch. 6, 3, 1929; s. auch *Die Einbürgerung der Philosophie in Rom:*

Wenn wir uns zur Zeit also im ganzen wieder sehr viel williger den antiken Werken hingeben, als es vordem zu geschehen pflegte, so sind wir freilich einer Gefahr ausgesetzt, die nicht jeder zu vermeiden weiß: es ist die Gefahr, daß wir den Texten unserer Überlieferung zu viel Glauben schenken. Seit dem Beginn unseres Jahrhunderst sind in zunehmendem Maße Erscheinungen der Sprache, des Stils und der Gedankenführung, die von älteren Gelehrten beanstandet worden waren, entweder durch Gründe gerechtfertigt oder – was noch schlimmer ist – überhaupt ohne wesentliche Beunruhigung hingenommen worden. So hat man sich mit sehr befremdlichen Redeweisen abgefunden, hat verdächtige Textstücke, selbst wenn sie bei gespaltener Überlieferung nur in deren einer Hälfte begegnen[105], anerkannt, und vor allem hat man auch ganze Schriften, wie den Culex und die Ciris, die Halieutica und die Octavia, den Kranz der Sulpiciagedichte, beide Briefe des Sallust an Caesar und die Invektive gegen Cicero sowie in der christlichen Literatur die Schrift Quod idola non sint, den Verfassern wieder zugewiesen, denen sie schon in der Antike zugeschrieben wurden oder mit deren Werken sie in den Codices verbunden sind[106]. Konnte aber aus irgendeinem Grunde das, was überlie-

---

Ant. 5, 1929, 291ff.; danach P. Boyancé, *Études sur le songe de Scipion* [= Bibl. des Univers. du Midi 20], Paris 1936. V. Pöschl, *Römischer Staat und griechisches Staatsdenken bei Cicero* [= Neue Deutsche Forschungen, Abt. Klass. Philol. 5], Berlin 1936; vortrefflich auch P. Grenade, *Remarques sur la théorie cicéronienne dite du 'principat'*: Mélang. d'archéol. et d'hist. 57, 1940, 32ff.). Dadurch daß Cicero, wie Platon es gelehrt hatte, dem irdischen Geschehen aus der Anschauung der Vollkommenheit seine Ordnung gab, konnte er entscheidend dazu beitragen, daß die Zerstörung der Welt, deren Zeuge er selbst gewesen ist, im Reiche des Augustus überwunden wurde (erkannt von U. Knoche, *Die geistige Vorbereitung der augusteischen Epoche durch Cicero:* NBA 200ff.; vgl. auch Jos. Vogt, *Ciceros Glaube an Rom* [WürzbStud. 6], Stuttgart 1935). – Die gesamte neuere Ciceroforschung ist verarbeitet in dem ausgezeichneten Artikel *M. Tullius Cicero* RE 2. Reihe 7, 2 (1939), 827ff. von Gelzer (Cicero als Politiker), Kroll (Rhetorische Schriften), Philippson (Philosophische Schriften) und Büchner (Briefe und Fragmente). Eine bequem lesbare Darstellung seines Lebens und Wirkens gab E. Ciaceri, *Cicerone e i suoi tempi*, Bd. 1: Mailand 1926 (2. Aufl. 1939), Bd. 2: 1930 (beachtenswert anscheinend auch H. J. Haskell, *This was Cicero: Modern politics in a Roman toga*, New York, Alfred Knopf*; angezeigt von Hugh Last, JRS 33, 1943, 93ff.).

[105] So etwa die acht Verse vor Horaz s. 1, 10, deren Echtheit M. Rothstein, Herm. 68, 1933, 70ff. zu verteidigen suchte; dagegen Ed. Fraenkel, ebd. 392ff.; zweifelnd K. Büchner, BursJber. 267 (Horaz), 1939, 74f.

[106] Bekanntlich wird der Culex von Lucan (Suet. vit. Luc. p. 332, 6 Hos.), Statius (silv. praef. ad lib. 1; 2, 7, 73f.) und Martial (8, 55, 20; 14, 185) als ein Gedicht Vergils gerühmt (s. auch Non. s. v. *labrusca* p. 211 M.) und zusammen mit der Ciris in der Vergil-Vita des Donat (c. 17, p. 12 Diehl) unter den kleineren Gedichten Vergils aufgeführt. Die Invektive gegen Cicero benutzt Quintilian als echte Schrift des Sallust (4, 1, 68; 9, 3, 89; vgl. 11, 1, 24), so wie er 8, 3, 28 das 2. Gedicht des Catalepton als vergilisch betrachtet. Die Halieutica sind für Plinius n. h. 32, 11, 152 ein Lehrgedicht des Ovid. Die Schrift Quod idola dei non sint gilt in der Zeit des Hieronymus (ep. 70, 5) und Augustin (de bapt. c. Donat. 6, 44, 87) als ein Werk des Cyprian. An Widerspruch gegen die Echtheitszeugnisse hat es freilich auch in der neueren Zeit nicht gefehlt (eine Übersicht über alle beanstandeten lateinischen Schriften gab E. H. Clift, *Latin Pseudepigrapha*, Diss. Baltimore 1945* [angezeigt von Duckworth, AJPh 67, 1946, 79ff.]). Den Auffassungen von der Jugenddichtung Vergils, wie sie am entschiedensten A. Rostagni vorgetragen hat (*Virgilio minore*, Turin 1933; dann in seiner Literaturgeschichte [s. u. Anm. 127]), suchte E. Bickel, NGG 1941, 71ff.; RhM 89, 1940, 318ff. durch den Nachweis des Ursprungsortes aller antiken Angaben den Boden zu entziehen; unter den Gedichten des Catalepton wurde nun auch c. 10 *Sabinus ille quem videtis, hospites* von Terzaghi, StIt. 15, 1938/39, 55ff. und c. 8 *Villula, quae Sironis eras* von J. Martin, Würzburg. Jbb f. d. Alt.wiss. 1, 1946, 98ff. für unecht erklärt (einen kundigen Forschungsbericht zur Appendix Vergiliana gab R. Henry, *Où en est l'énigme de*

fert war, nicht so, wie es sich gab, verteidigt werden, so griff man auch hier lieber zu dem Mittel, eine 'Entwicklung' des Schriftstellers anzunehmen und mit zwei Fassungen seiner eigenen Hand zu rechnen, als daß man wie früher mit Entschlossenheit das Schlechtere beseitigt hätte[107]. Sicherlich werden wir die sprachliche Gestaltung unserer Texte nicht mehr so selbstgewiß nach den Regeln der Schulgrammatik verbessern wollen, wie es früher wohl geschehen ist. Aus Löfstedts befreienden Arbeiten hat jeder von uns gelernt[108]. Aber bei dem Versuche, eine befremdliche Lesart zu sichern, sollte man nie die Gegenprobe vergessen. Sie läßt sich vollziehen, indem man die Überlieferung des gesamten Textes auf ihre Eigenheiten hin prüft. Jeder Text hat seine ihm eigentümlichen Fehler: der eine ist durch Lücken, der andere durch Zusätze entstellt, und auch bei der Verschreibung der Buchstaben lassen sich gewisse Gesetzmäßigkeiten beobachten. Diese kennzeichnenden Fehler gilt es zunächst in all den Fällen, die innerhalb des Textes eindeutig sind, zu ermitteln (nicht anders, als man sich den Sprachgebrauch eines Schriftstellers zu vergegenwärtigen pflegt). Erst danach sollte man die schwierigeren Stellen behandeln, über die sich dann oft überraschend sicher urteilen läßt[109].

---

l'Appendix Vergiliana: AntClass. 6, 1937, 357ff.; zur Ciris neuerdings R. Helm, Herm. 72, 1937, 78ff.). Die Halieutica trennte B. Axelson, Eranos 43, 1945, 23ff. auf Grund ihrer sprachlichen und metrischen Eigentümlichkeiten von den echten Werken des Ovid, wie er früher Eranos 39, 1941, 67ff. unter Berufung auf die von H. Diller, Philol. 90, 1935, 98ff. vorgebrachten Beweisgründe die Schrift Quod idola dei non sint dem Cyprian abgesprochen hatte. Daß die Octavia nicht dem Seneca und daß die Gedichte des Sulpicia-Kranzes nicht Tibull gehören, wurde ebenfalls durch neue Untersuchungen zum Bewußtsein gebracht (R. Helm, *Die Praetexta 'Octavia':* SBPreußAk. 1934, Nr. 16; H. Fuchs, Erasmus 1, 1947, 340ff. [der 'Kranz' abhängig von Ovid]). Ein klares Ergebnis konnte auch O. Seel, *Die Invektive gegen Cicero:* Klio Beiheft 47, 1943, mit seinem Nachweis, daß diese Schrift nicht von Sallust stamme, erzielen. Einzig die Briefe an Caesar sind bisher von kräftigeren Angriffen verschont geblieben; wahrscheinlich aber würde eine wirklich durchgreifende Prüfung das gesamte Gebäude, das in den letzten drei Jahrzehnten auf ihnen errichtet worden ist (s. o. Anm. 102), zum Einsturz bringen (zielbewußte Einwände gegen die Echtheit bot in den letzten Jahren nur K. Latte, JRS 27, 1937, 300f. [s. auch Ed. Fraenkel, DLZ 57, 1936, 884]; zaghaft E. T. Salmon, ClassPhil. 32, 1937, 72ff. über den zweiten Brief in der Nachfolge von Hugh Last, ClassQuart. 17, 1923, 87ff.; das Urteil Ernouts wird von P. Boyancé, Mémorial des Études latines 191 als das eines «adversaire redoutable et décidé» bezeichnet; (vgl. Ernouts eigene Äußerungen in der Vorrede zu seiner Sallust-Ausgabe, Paris, Coll. Budé, 1941, 33ff.).

[107] Die Vorstellung von den Doppelfassungen aus der Hand des Schriftstellers beherrscht das Buch von G. Pasquali *Storia della tradizione e critica del testo,* Florenz 1934, in dem die Arbeit eines ganzen Forschergeschlechtes gewissermaßen ihr Denkmal erhalten hat. Ebenso behutsam in den eigenen Untersuchungen wie gewissenhaft in der Aufstellung einer 'Sammelliste' zeigt sich H. Emonds, *Zweite Auflage im Altertum* (= Klass.-Philol. Stud. hgb. v. E. Bickel u. H. Herter 14), Leipzig 1941. Daß die Lehre von den Doppelfassungen ein Schößling des allgemeinen 'Entwicklungsgedankens' ist, sollte nicht übersehen werden.

[108] Ein vollständiges Verzeichnis der Arbeiten Löfstedts hat zu seinem 60. Geburtstag der Festband des Eranos gebracht (43, 1945, 357ff.).

[109] Vgl. Tacitus, Annales ed. H. Fuchs, vol. 1 (= Edit. Helv. ser. Lat. 4/I), Frauenfeld 1946, Append. crit. 196ff. Daß man bei der Prüfung des Wertes einer Handschrift die Eigenheiten des Schreibers planmäßig festzustellen habe, ist eine anerkannte Regel der Textkritik; vgl. Louis Havet, *Manuel de critique verbale appliquée aux textes latins,* Paris 1911, S. 413 § 1594. Es ist jedoch notwendig, dieses Verfahren auch auf den Archetypus anzuwenden. Die Fehler der Tacitusüberlieferung hat bereits G. Andresen, Sokrates 10 (= Zs. f. d. Gymn.wes. 76), 1922, 50ff. nach Gruppen geordnet (vorher schon Wochenschr. f. klass. Philol. 32, 1915, 308ff.). In der Arbeit von G. Sörbom, *Variatio sermonis Tacitei,* Diss. Uppsala 1935, wird bei der Behandlung von Besonderheiten des Textes allzu wenig die erkennbare Eigenart der Schreiber in Rechnung gestellt.

Den Einzelfall also aus seiner Vereinzelung zu lösen, das ist in der Textkritik wie auch sonst in unserer Wissenschaft die immer sich erneuernde Aufgabe. Über eine bestimmte Art der Textverderbnis, die Interpolation oder, wie wir vielleicht zurückhaltender sagen sollten, die Texterweiterung, sind in den letzten Jahren von G. Jachmann und seinen Schülern ungemein ertragreiche Untersuchungen angestellt worden[110]. Wie stark die antiken Texte willkürlich umgestaltet worden sind und wie sehr man sich in der Antike selbst dieser Willkür bewußt gewesen ist, hat Jachmann durch umfangreiche Sammlungen, in denen nun ein Fall den anderen stützt, belegen können. Mag er vielleicht auch über den absichtlichen Textumwandlungen, die er vor allem in Betracht gezogen hat, die versehentlichen Erweiterungen, die durch die irrtümliche Aufnahme fremder Bemerkungen entstanden sind, etwas zu wenig berücksichtigt haben[111] und mag auch sonst manche Einzelheit in seinen oder in den Arbeiten seiner Schüler fraglich erscheinen, so wird durch solche Einwände der hervorragende Wert seiner Leistung im ganzen nicht gemindert. Allerdings ist das Ausklammern nur das eine der drei Mittel, die zur Heilung eines verdorbenen Textes zur Verfügung stehen. Aber wenn es im Vergleich zur Buchstabenänderung, die das Überlieferte verdrängt, das ungefährlichere und im Vergleich zur Annahme einer Lücke erfahrungsgemäß das leichter zu handhabende Mittel ist, so ist es selber dadurch gekennzeichnet, daß es nicht so sehr Scharfsinn als Stilgefühl verlangt. In der lateinischen Literatur gibt es zwei Musterfälle, an denen sich dieses Stilgefühl zu bewähren hat: der Anfang von Caesars Bellum Gallicum und Vergils Vorspruch zu seiner Aeneis. In beiden Fällen ist ein knappes, zielstrebiges Prooemium durch einen Zusatz zerstört worden, der

---

[110] G. Jachmann, *Eine Elegie des Properz – ein Überlieferungsschicksal:* RhM 84, 1935, 193ff. (zu Prop. 2, 15); *Calabrae Pierides:* Philol. 90, 1935, 331ff. (zu Hor. 4, 8); *Binneninterpolation:* NGG Fachgr. 1, Bd. 1, Nr. 7 u. 9, 1936; *Ein Kapitel Thukydides:* Klio 33, 1940, 235ff. (zu Thuk. 3, 84); *Caesartext und Caesarinterpolation:* RhM 89, 1940, 161ff.; *Der Platontext:* NGG 1941, Nr. 7; *Das Problem der Urvariante in der Antike und die Grundlagen der Ausoniuskritik:* Concordia decennalis, Festschrift der Universität Köln 1941, 47ff.; *Pars gleich causa, ein Beitrag zur Caesarkritik:* WSt. 60, 1942, 71ff.; *Gefälschte Daten:* Klio 35, 1942, 60ff.; *Studien zu Juvenal:* NGG 1943, Nr. 6. – Unter der Wirkung Jachmanns stehen U. Knoche, *Zur Frage der Properzinterpolation:* RhM 85, 1936, 8ff.; *Besprechung von The Elegies of Propertius by H. E. Butler and E. A. Barber, Oxford 1933*: Gnom. 12, 1936, 260ff.; *Ein Wort zur Echtheitskritik – Juvenal 6, 365, 1–34:* Philol. 93, 1938, 196ff. (in derselben Haltung über diese Verse B. Axelson, Dragma für M. P. Nilsson, Lund 1939, 41ff.); vgl. *Grundlagen des Juvenaltextes* (o. Anm. 90) 66. W. Schmitz-Croenenbroeck, *Die Anfänge der Heroides des Ovid*, Diss. Köln 1937. Wolfg. Schmid, *Altes und Neues zu einer Lukrezfrage:* Philol. 93, 1938, 338ff. (s. o. Anm. 103). P. Fehl, *Die interpolierte Recension des Terenztextes* (= Neue Deutsche Forschungen, Abt. Klass. Philol. 9), Berlin 1938. J. Mendner, *Der Text der Metamorphosen Ovids*, Diss. Köln 1939 (gegensätzliche Anschauung bei K. Dursteler, *Die Doppelfassungen in Ovids Metamorphosen* [= Hamburg. Arbeit z. Alt.wiss. 2], 1940). F. Knoke, *Die nichtgeographische Interpolation in Caesars Bellum Gallicum*, Diss. Köln 1940. Daß auch der Verfasser der vorliegenden Arbeit sich den Forschungen Jachmanns stark verpflichtet fühlt, für die er auf Grund gewisser eigener Beobachtungen an lateinischen Prosatexten von Anfang an empfänglich war, möchte er hier in Dankbarkeit bezeugen. – Gegen Jachmann wandten sich vor allem K. Barwick, *Ist der Caesartext heillos interpoliert?:* RhM 91, 1942, 28ff.; *Besprechung von Knoke, Diss. Köln 1940:* Gnom. 19, 1943, 89ff. und F. Dornseiff, *Eine Sphragis des Horaz* (c. 4, 8): Philol. 95, 1942/43, 166ff (vgl. o. Anm. 37).

[111] Über die 'fautes issues d'une annotation' s. L. Havet a. O. (o. Anm. 109) S. 271ff.

dem echten Texte alle Wirkung nimmt[112]. Daß man dem Prooemium der Aeneis gegenüber noch Zweifel empfinden kann, läßt sich nur so erklären, daß man die Gefährdung der Vorreden, auf die Jachmann hingewiesen hat[113], nicht hinreichend beachtet und daß man übersieht, wie Vergil mit der Siebenzahl seiner Verse sein Werk zur Ilias mit ihrem Prologe von ebenfalls sieben Versen in Beziehung setzt: in seinen sieben Versen aber erzählt Vergil mit höchster Kunst und wahrhaft römischer Ordnungskraft die ganze Geschichte des Mannes, den er besingen will, beginnend mit der Flucht aus Troia, dessen Name betont am Anfange der Erzählung steht (*Troiae qui primus ab oris* ...), und endend mit der Tat, in der nach des Aeneas Tode sich der Sinn dieser Flucht erfüllt, mit der Gründung Roms, der *altae moenia Romae*. Ständen vor diesen sieben Versen jedoch die vier anderen, die nach einer bekannten antiken Überlieferung erst von Varius getilgt sein sollen, oder hätten sie nach dem Willen Vergils je vor ihnen stehen dürfen, so wäre das ganze Prooemium als Kunstwerk um seinen Sinn gebracht[114].

---

[112] Zu Caesar Bell. Gall. 1, 1 s. H. Fuchs, Gnom. 8, 1932, 243ff. in der Auseinandersetzung mit F. Beckmann, *Geographie und Ethnographie in Caesars Bellum Gallicum*, Dortmund 1930, 103ff.; danach mit gestärktem Rücken (vgl. PhW 51, 1931, 373ff.) A. Klotz, RhM 83, 1934, 88f.; nicht überzeugt H. Oppermann, Herm. 68, 1933, 194; E. Kalinka, BursJber. 26 (Caesar), 1939, 211ff.; K. Barwick, *Caesars Commentarii und das Corpus Caesarianum:* Philol. Suppl. 31, 2, 1938, 74ff. Barwick sucht wahrscheinlich zu machen, daß der Text hier wie an den anderen überlasteten Stellen Zusätze von Caesars eigener Hand aufweist, die für die zweite Auflage (!) bestimmt gewesen seien: 1, 1, 5–7 habe 1, 1, 2b (*Gallos-dividit*) ersetzen sollen. Daß Caesar aber auch in diesem Falle das Kunstwerk seines Vorwortes zerstört hätte (Fuchs a. O. 257), wird keinem empfindlichen Leser zweifelhaft sein. – In 1, 2 ist §3b *una ex parte* – 4 *adficiebantur* von Lange und §5b *qui ... patebant* von Norden ausgesondert worden. Beide Aussonderungen hat Jachmann, RhM 89, 1940, 161ff.; Klio 35, 1942, 60ff.; WSt. 60, 1942, 71ff. unterstützt (dagegen Barwick, RhM 91, 1942, 28ff.; unentschieden früher Fuchs a. O.). Der stilistische Anstoß, der nach den Tilgungen noch zu spüren ist, verschwindet in dem Augenblick, da man § 3a und 5 einen einzigen Satz bilden läßt (so Fuchs in der Caesarausgabe der Editiones Helveticae, Frauenfeld 1944). Von dem peinlichen Stück 6, 21, 5b (*cuius rei nulla est occultatio* ...; hilflos Fuchs 253ff.) hat Jachmann, RhM 89, 1940, 180ff. den Caesartext auf das glücklichste befreit.

[113] Jachmann, *Platontext* (o. Anm. 110) 317ff. Zu Platons Theätet gab es eine zweite und also unechte Einleitung; für den Rhesos, für Arats Phainomena und für die Ilias sind je drei verschiedene Prologe bezeugt.

[114] Nach der antiken Überlieferung, wie sie bei Donat, Vit. Verg. p. 9f. Br. erscheint (zuletzt darüber G. Funaioli, Atene e Roma 3, 1940, 97ff. [abgedruckt in Funaiolis Gesammelten Aufsätzen *Studi di letteratura antica* 2, 1, Bologna, N. Zanichelli, 1947, 149ff.] in Auseinandersetzung mit A. Rostagni, Riv. di filol. 17, 1939, 1ff.), hat der Grammatiker Nisus (1. Jh. n. Chr.) erklärt, *audisse se a senioribus Varium ... etiam primi libri correxisse principium his versibus demptis*

ille ego qui quondam gracili modulatus avena
carmina et egressus silvis vicina coegi,
ut quamvis avido parerent arva colono,
gratum opus agricolis, at nunc horrentia Martis
arma virumque cano ...

Die vier Verse, die Leo, *Plautin. Forschungen*[2], Berlin 1912, 42 mit Recht als 'abscheulich' bezeichnet hat, werden neuerdings wieder für echt erklärt, wenn auch zum Teil jetzt in der Weise (die frühere Art der Verteidigung etwa bei R. S. Conway, *Virgil Aeneis Book 1*, Cambridge 1935, zur Stelle, oder bei Rostagni a. O.), daß angenommen wird, Vergil habe sie zwar geschaffen, aber später selbst beseitigt wissen wollen (so D. van Berchem, REL 20, 1942, 69ff., der die Worte *horrentia Martis arma* schon von Horaz s. 2, 1, 13f. in den Worten

Über das Recht zur Textverbesserung, wie wir sie immer wieder vorzunehmen haben, ließe sich noch manches sagen. Daß wir grundsätzlich mit der Fehlerhaftigkeit unserer Handschriften zu rechnen haben, ergibt sich allein schon aus der Tatsache, daß die Zeugen der einzelnen Texte überhaupt Abweichungen von einander aufweisen[115]. Eine Bestätigung haben die durch Vermutung gewonnenen Textverbesserungen vielfach durch neue Urkunden erhalten, wie sie für die griechischen Texte besonders reichlich etwa die Papyrusfunde geliefert haben[116]. Aber auch die lateinische Philologie kennt in ihrem Arbeitsbereich solche Fälle. In Ciceros Rede pro Caelio zum Beispiel hat zu Beginn unseres Jahrhunderts der von A. C. Clark untersuchte Codex Parisinus 14 749 (Σ) etwa dreißig neuere Vermutungen – darunter zwei besonders scharfsinnige Vermutungen Madvigs – be-

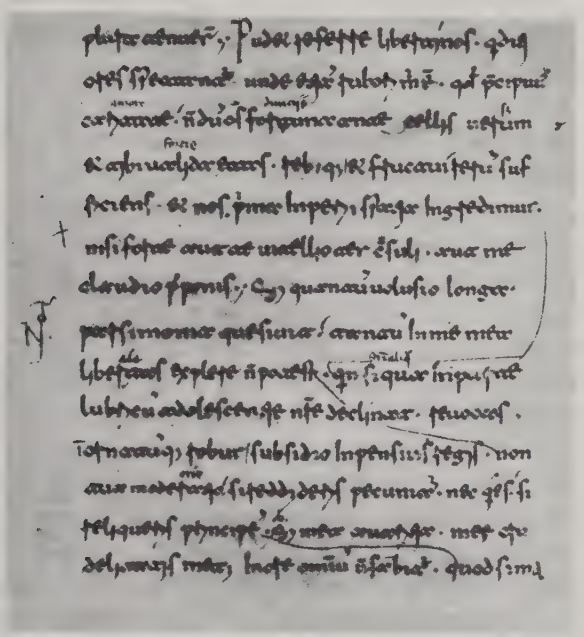
---

horrentia pilis agmina berücksichtigt sein läßt). Die Unsicherheit des Urteils (auch etwa bei Funaioli a. O. 102; entschieden in der Verwerfung der Verse dagegen z. B. Ed. Fraenkel, Gnom. 8, 1932, 93ff. E. Bickel, NGG 1941, 84) erklärt sich daraus, daß man bisher nicht hinreichend erkannt hat, was von Vergil in den sieben Versen, mit denen er sein Epos in Wahrheit begonnen hat, geleistet worden ist. Die Vorbilder, auf die er blickte, waren, wie sich fast von selbst versteht, die Prooemien der Ilias, der Odyssee und der Argonautica des Apollonios Rhodios. Den Grundriß seines Prooemiums hat Vergil in der Nachahmung des Prooemiums der Ilias gestaltet, mit dem nicht nur durch die gleiche Siebenzahl der Verse, sondern auch durch die Art, wie der von diesen Versen umschlossene Satz geformt ist, die Übereinstimmung hergestellt wurde (über die sieben Verse der Ilias kurz und treffend Nettleship in der Bearbeitung des Vergilkommentars von Conington, 4. Aufl. 1884; danach E. Brandt, Philol. 83, 1928, 331): in der Ilias folgt auf das knappe *μῆνιν ἄειδε, θεά, Πηληιάδεω Ἀχιλῆος* zunächst ein über vier Verse sich erstreckender Relativsatz, der die Wirkung des Zornes schildert, und sodann als Abschluß, sehr kunstvoll mit den Namen der beiden Gegenspieler Agamemnon und Achilleus endend, ein Verspaar, das in Gestalt einer Zeitangabe die Voraussetzung des Zornes mitteilt *(ἐξ οὗ δὴ τὰ πρῶτα διαστήτην ἐρίσαντε Ἀτρεΐδης τε ἄναξ ἀνδρῶν καὶ δῖος Ἀχιλλεύς)*; in der Aeneis folgt ebenso auf die Worte *arma virumque cano* zunächst ein erläuternder Relativsatz, der fünf Verse in Anspruch nimmt (*Troiae qui primus ab oris* ...), und darauf zum Abschluß eine Zeitangabe, die hier freilich – echt römisch, möchte man sagen – nicht auf die Vergangenheit zurückgreift, sondern in der Gründung der bedeutungsvoll am Ende genannten *Roma* das vorbestimmte Ziel erkennen läßt (*dum conderet urbem inferretque deos Latio, genus unde Latinum Albanique patres atque altae moenia Romae*). Daß zu Beginn des Prooemiums der Musenanruf der Ilias durch die Ankündigung des eigenen Dichtens ersetzt wurde, entsprach einem Brauche, der durch die Kleine Ilias empfohlen war (p. 39 Kink. *Ἴλιον ἀείδω καὶ Λαρδανίην εὐπωλον, ἧς πέρι πολλὰ πάθον Δαναοὶ θεράποντες Ἄρηος.* Hinweis darauf bei F. Marx, NJbb 3, 1899, 545 Anm. 7; DLZ 1916, 187; vgl. Hor. a. p. 137 *fortunam Priami cantabo et nobile bellum*). Vergil fand diese Redeweise insbesondere bei Apollonios Rhodios, dessen Prooemium ihm neben der Ilias überdies ein weiteres Muster dafür bot, den gewichtigsten Namen des ganzen nun beginnenden Werkes erst im letzten Worte des großen Einleitungssatzes auszusprechen (V. 7 *Romae*; vgl. Apoll. Rhod. 1, 1ff. *ἀρχόμενός σεο, Φοῖβε, παλαιγενέων κλέα φωτῶν / μνήσομαι, οἳ Πόντοιο κατὰ στόμα καὶ διὰ πέτρας / Κυανέας βασιλῆος ἐφημοσύνῃ Πελίαο / χρύσειον μετὰ κῶας ἐΰζυγον ἤλασαν Ἀργώ*). An die Odyssee endlich hat Vergil durch den Inhalt seines Prooemiums erinnert, indem er Aeneas an Odysseus anglich, dessen Leiden ebenfalls, wie die Odyssee erklärte, bei der Zerstörung Troias begonnen hatte (*arma virumque cano, Troiae qui primus ab oris Italiam ... venit ... multum ille et terris iactatus et alto: ἄνδρα μοι ἔννεπε, Μοῦσα, ... ὃς μάλα πολλὰ πλάγχθη, ἐπεὶ Τροίης ἱερὸν πτολίεθρον ἔπερσεν* ...). Alle seine Vorbilder aber hat Vergil dadurch übertroffen, daß es ihm gelang, in dem straffen Bau seines Prooemiums zwischen den beiden als Eckpfeiler hingestellten Worten *Troia* (V. 1) und *Roma* (V. 7) auch die Zielstrebigkeit des Geschehens zum Ausdruck zu bringen. Welche künstlerische Leistung er damit vollbracht hat, wird man sich vielleicht am besten vergegenwärtigen können, wenn man zum Vergleich die sieben nur gehäuften Verse heranzieht, mit denen in der Nachahmung Vergils später Lucan sein Werk vom Bürgerkriege eröffnet hat.

[115] Vgl. L. Havet (o. Anm. 109) S. 11 § 62.

[116] Vgl. Jachmann, *Der Platontext* (o. Anm. 110) 228. 293 Anm. 382.

stätigt[117], und etwa gleichzeitig sind im Agricola des Tacitus durch den Codex von Jesi ebenfalls nicht wenige Verbesserungen als richtig erwiesen worden[118]. Daß aber auch aus längst bekannten, wichtigen Handschriften noch neue Bezeugungen



Tacitus Ann. 14, 55, 4–56, 2 im Codex Mediceus II, fol. 31 r links, nach dem von H. Rostagno herausgegebenen Facsimile (Leiden 1902), Maßstab 2:3.

... *pudet referre libertinos, qui diti/ores spectantur: unde etiam rubori mihi est, quod praecipuus/caritate nondum omnes fortuna antecellis.* [56, 1] *verum/et tibi valida aetas rebusque et fructui rerum suf/ficiens, et nos prima imperii (inp-* cod.*) spatia ingredimur./nisi forte aut te Vitellio ter consuli aut me/Claudio postponis, et (sed* cod.*), quantum Volusio longa/parsimonia quaesivit, tantum in te (me* cod.*) mea/liber⟨ali⟩tas explere non potest. quin, si qua in parte/lubricum adolescentiae nostrae declinat, revocas/ornatumque robur subsidio inpensius regis?* [2] *non/tua moderatio, si reddideris pecuniam, nec quies, si/reliqueris principem, sed mea avaritia, meae cru/delitatis metus in ore omnium versabitur* ... Der Satz 56, 1 *et nos prima imperii spatia ingredimur* ist durch eine Linie mit seiner Fortsetzung *quin, si qua in parte* usw. verbunden. Das ausgesparte Stück *nisi forte–explere non potest* ist, wie Spengel und Nipperdey erkannt haben, nach 55, 4 *fortuna antecellis* zu versetzen. Zwei weitere Verbindungslinien stellen falsche Beziehungen her (vgl. u. S. 198 Anm.*).

[117] Vgl. A. C. Clark in der Praefatio der Oxforder Ausgabe der Reden Pro Sex. Roscio, De imperio Cn. Pompei, Pro Cluentio usw. (2. Aufl. 1908) S. VI mit dem Schlußsatz «habes, lector, unde artis criticae obtrectatores vanitatis convincas». Die beiden Vermutungen Madvigs verdienen im Wortlaut erwähnt zu werden. § 45: *fieri enim non potest ut animus libidini deditus ... hoc quidquid est quod nos facimus in dicendo, quoquo ⟨modo facimus, non⟩ modo agendo verum etiam cogitando possit sustinere*; § 46: *qua re in hoc genere labor offendit homines* statt *labore fiendi homines.*

[118] Am schönsten wohl § 15, 5 *plus impetus felicibus, maiorem constantiam penes miseros esse (⟨felicibus⟩* Novák); 17, 2 *subiit sustinuitque molem Iulius Frontinus (⟨subiit⟩* Halm); 19, 4 *luere pretio (ludere* cett.: corr. Wex). – Weitere Fälle von Bestätigungen etwa bei A. E. Housman, Vorwort zur Lucan-Ausgabe, Oxford 1927, XXIX, und besonders bei Havet a. O. S. 17ff.

gewonnen werden können, lehrt ein Fall in den Annalen des Tacitus: An einer viel gelesenen Stelle, in der Unterredung zwischen Nero und Seneca 14, 55/56, ist von Haase und Spengel ein Satz umgestellt worden. Diese nicht ganz einfache Maßnahme, die, wie es scheint, nur von wenigen anerkannt worden ist, wird in Wirklichkeit schon in der Handschrift, auf der unser Text beruht, im Mediceus II, durch ein deutliches Zeichen verlangt. Es ist eine recht bemerkenswerte Tatsache, daß die kräftige Linie, mit der schon einer der frühesten Korrektoren im falsch abgeschriebenen Texte das Zusammengehörige zu vereinigen suchte, von keinem Herausgeber beachtet worden ist[119].

Mit den Bemerkungen über die Textkritik hat unsere, wie wir wissen, von vielen zeitlichen, sachlichen und menschlichen Bedingungen beherrschte Rückschau auf die Arbeit, die von der lateinischen Philologie in den letzten Jahrzehnten geleistet worden ist, ihren Abschluß gefunden. Vielleicht mag es manchem scheinen,daß wir zu diesem Abschluß durch eine Art von Antiklimax gelangt seien, indem wir gerade das, was am wenigsten reizvoll ist, an letzter Stelle vorgebracht hätten. Wir selber freilich sind nicht dieser Ansicht. Denn Textkritik heißt Textverständnis, oder genauer: sie ist die knappste Ausdrucksform des Textverständnisses. Daß wir als die Humanisten, die wir alle sein wollen, die Texte, die wir lesen, in handwerklicher Arbeit selbst zu restaurieren haben, ist ein schönes Vorrecht unserer Wissenschaft, die nicht, wie etwa die Kunstwissenschaft, einen besonderen Stand der Restauratoren kennt. Unsere Fähigkeiten zur Herstellung von Ausgaben werden wir in der nächsten Zukunft voraussichtlich mehr als je zuvor bewähren müssen[120]. Daß der Philologie unserer Tage in der verarmten Welt wenigstens diese dauerhafteste Form der Selbstdarstellung bewahrt geblieben ist, werden wir in Dankbarkeit und mit dem vollen Gefühl unserer Verantwortung zu würdigen wissen. Zu den Ausgaben selber aber gehören die Kommentare, und auch für diese wird gesorgt werden müssen. Daß die Kommentare, die uns gegenwärtig zur Verfügung stehen, den Anforderungen, die erfüllt werden sollten und erfüllt werden könnten, mit wenigen Ausnahmen nicht genügen, ist eine bekannte Tatsache, und seit Jahren schon wird immer wieder von der Pflicht gesprochen, die alten Werke zu ersetzen. Wir wollen auch hier uns dieser Pflicht erinnern, ohne allerdings die Schwierigkeiten zu verkennen, die ihrer Erfüllung im Wege stehen. Denn das Kommentieren, das keine Unfertigkeiten duldet und doch überall die Unfertigkeit der eigenen Vorarbeiten zum Bewußtsein bringt, ist mehr noch als die Herstellung der Ausgaben eine entsagungsvolle und das Gewissen belastende Arbeit. Es ist wohl kein Zufall, daß einer der wertvollsten Kommentare eines klassischen Werkes, den wir in der letzten Zeit erhalten haben, A. Cartaults 'L'art de Virgile dans

---

[119] In der Tacitusausgabe von E. Köstermann (Leipzig, Teubner, 1936; dazu H. Fuchs in der Annalenausgabe der Editiones Helveticae vol. 1, Frauenfeld 1946, 195) wird sogar die von Haase und Spengel vorgenommene Versetzung nicht mehr erwähnt.

[120] Einen überaus reichhaltigen Forschungsbericht zur 'technique d'édition' gab F. Peeters, AntClass. 6, 1937, 319ff.

l'Énéide' (Paris 1926), erst nach dem Tode des Verfassers veröffentlicht worden ist[121]. In neuerer Zeit hat man damit begonnen, die fehlenden Erklärungen in der Weise zu beschaffen, daß man einzelne Werke geringeren Umfanges oder Teile von größeren Werken in Doktorarbeiten kommentieren ließ. So dankbar jeder für solche Beiträge sein wird, so werden doch gerade die bedeutendsten Schriftwerke, an deren Verständnis und Erklärung uns vor allem gelegen ist, sich der Kommentierung durch die Jüngeren in der Regel entziehen. In vereinzelten Fällen kann durch die gemeinschaftliche Arbeit mehrerer sehr Nützliches geleistet werden. Aber es ist etwas anderes, ob man – wie es in Frankreich geplant ist – die Naturalis Historia des Plinius durch die Arbeit einer 'équipe' zu erläutern versucht oder ob man den Gedankenreichtum und die Stilkunst des Sallust, Vergil oder Tacitus erschließen will; schon bei Plautus könnte die Fülle des im team-work herbeigeschafften Stoffes eher hinderlich sein[122]. So wird am Ende doch alles auf den freien Entschluß und die Zähigkeit des einzelnen ankommen, der seine Kraft und seine Zeit einer großen und dankbaren, aber doch auch unscheinbaren Aufgabe hinzugeben bereit ist. Von den Zwölf Tafeln, deren so vielfach abgedruckter und von Juristen wie Philologen so oft erörterter Text durch keinen neueren Kommentar beleuchtet wird, bis hin zur Civitas Dei Augustins, die bei aller ihrer Wichtigkeit und unendlich häufigen Verwendung gar seit dem 16. Jahrhundert keine durchgehende Erläuterung mehr erhalten hat[123], und weiter bis zur Consolatio Philosophiae des Boethius ließe sich wohl für jedes Menschenalter ein wichtiges Werk namhaft machen, dessen erneute Kommentierung notwendig wäre.

Den dringenden Aufgaben gegenüber werden in der nächsten Zukunft vermutlich manche andere zurückstehen müssen, die in glücklicheren Zeiten hätten bewältigt werden können. Die große Sammlung der Fragmente des Varro, die vor dem Kriege sich eben anbahnte[124] und die wohl in der Tat nur in einer Gemeinschaftsarbeit durchgeführt werden könnte, wird vermutlich auch unser Geschlecht noch nicht vollendet sehen. Eher sollte es möglich sein, eine Neubearbeitung der von A. Otto gesammelten lateinischen Sprichwörter zu erhalten. Für die Bereit-

[121] Aus dem Nachlaß veröffentlicht in der Bibliothèque de la Faculté des Lettres der Universität Paris, sér. 2, vol. 4, t. 1/2.

[122] Wohl etwas allzu stoffreich ist auch der im ganzen vortreffliche neue Kommentar zum Epidicus, den mit Benutzung der von A. L. Wheeler angelegten Sammlungen G. E. Duckworth veröffentlicht hat (Princeton 1940). Von ähnlicher Haltung ist der Kommentar zum 4. Buch der Aeneis von A. St. Pease, Cambridge, Mass., Harvard Univers. Press, 1935, und zum Gedicht des Lukrez von C. Bailey (s. o. Anm. 103); vergleichbar anscheinend auch der Kommentar zu Ciceros Aratea von V. Buescu, Paris, Les Belles Lettres, 1941*; lockerer sind E. Remys Erläuterungen zu Ciceros Philippischen Reden 1. 8. 14 (aus dem Nachlaß herausgegeben von C. Hanoteau u. S. Patris, Univers. de Louvain, Rec. d. trav. d'hist. et d. philos. 3e sér. fasc. 6/7, 1941).

[123] Nur Lesehilfen sind die Anmerkungen in der Ausgabe von J. E. C. Welldon, London, Society for Promoting Christian Knowledge, 1924.

[124] Der Plan stammt von V. Pöschl. Um einzelne Stücke aus der Hinterlassenschaft Varros haben sich neuerdings bemüht Rob. Müller, *Varros Logistoricus über Kindererziehung* (=Klass.-Phil. Stud. hgb. v. E. Bickel u. Chr. Jensen 12), Leipzig 1938 (dazu Dahlmann, Gnom. 17, 1941, 168ff.); F. Della Corte, *La poesia di Varrone Reatino ricostituita:* MemAccTorino ser. 2a, 69, 1938 (dazu Funaioli, Athenaeum 29, 1941, 181ff.); E. Riposati, *M. Terenti Varronis De vita populi Romani:* Pubbl. Univ. Catt. s. Cuore ser. 4,

stellung derartiger Hilfsmittel wird in Europa von der bewährten Tatkraft Jean Marouzeaus nicht wenig erwartet werden dürfen: die Liste der von ihm angeregten Arbeiten, die im Anhang zum Mémorial des Études latines, dem großen, über die letzten zwanzig Jahre sich erstreckenden Forschungsberichte der französischen Philologen, aufgeführt ist[125], läßt erkennen, wie sehr er gerade auch um die Hilfsmittel der Forschung besorgt gewesen ist[126]. Wie eine Wissenschaft sich selbst begreift, was ihr wichtig gewesen ist und zu sein scheint, zeigen am anschaulichsten aber die Literaturgeschichten, in denen ein einziger Verfasser den gesamten Bereich seines Arbeitsgebietes überschaut. Daß noch kurz vor dem Kriege zwei der bedeutendsten Gesamtdarstellungen, die überhaupt der lateinischen Literatur gewidmet worden sind, haben erscheinen können, dürfen wir als eine freundliche Fügung betrachten. In beiden Werken, dem ruhig schildernden von A. Rostagni[127] und

---

33, Mailand 1939 (Fragmentsammlung); R. G. Kent, *Varro On the Latin Language*, London 1938 (lebendige Neuausgabe in der Loeb Library); H. Dahlmann, *Varro De lingua Latina Buch VIII:* Herm.-Einzelschr. 7, 1940 (dazu Barwick Gnom. 17, 1941, 159ff.); das Rätsel der Hebdomaden löste A. von Salis, *Imagines illustrium:* Eumusia für E. Howald (o. Anm. 2) 11ff. Das Leben und das gesamte schriftstellerische Werk Varros ist in kluger Zusammenfassung des umfangreichen Stoffes dargestellt worden von H. Dahlmann, RE Suppl. 6 (1935), 11,2ff. Zu einem ungünstigen Urteil über Varros menschliches Wesen gelangte J. Collart, *Une victime de Varron: Marius Nicanor:* Mél. Ernout (o. Anm. 75) 75ff.

[125] S. o. S. 147 Anm. *. Mit besonderer Spannung wird man der geplanten Sammlung der Anschauungs- und Ausdrucksweisen (thèmes et clichés) entgegensehen; eine Probe aus der vorbereitenden Arbeit gibt H. Bardon, *L'aurore et le crépuscule:* REL 24, 1946, 82ff.; vgl. E. Dutoit, *Le thème de l'adynaton dans la poésie antique*, Thèse Freiburg/Schweiz 1936.

[126] Bedauerlich ist, daß die große *Bibliographie de la littérature latine*, die auf Marouzeaus Anregung hin in jahrelanger Arbeit von I. N. Herescu zusammengestellt ist (Paris, Les Belles Lettres, 1943), allzu viele Lücken und nicht sachgerechte Einordnungen aufweist, ganz abgesehen davon, daß sie das Versprechen des Vorwortes (S. VI), ein «répertoire à la fois analytique et critique» zu bieten, nicht erfüllt. Sehr zweckmäßig dagegen ist die von J. van Ooteghem angefertigte *Bibliotheca Graeca et Latina* (2. Aufl., Namur 1946, Éditions de la Revue des Études classiques, Rue de Bruxelles 59), die zwar nur die sogenannten 'Schulschriftsteller' berücksichtigt, für diese aber in übersichtlicher Anordnung und vielfach auch mit knappen Kennzeichnungen alle irgendwie erwähnenswerten Arbeiten aufführt (manches könnte und sollte gestrichen werden, auf alle Fälle S. 371 die Abhandlung von B. Combes de Patris, *En lisant Tacite*; vgl. Draheim, Wochenschr. f. klass. Philol. 34, 1917, 752ff.; nachzutragen wären von neueren Arbeiten etwa R. Meister, *Die Tacitus-Inschrift von Mylasa:* Jahreshefte d. Österr. Archäol. Instituts 27, 1932, Beibl. 233ff.; O. Thaler, *Die Stellung des Irrfahrtenbuches in Vergils Aeneis*, Diss. München 1937; Margarete Zimmerer, *Der römische Annalist Qu. Claudius Quadrigarius*, Diss. München 1937, mit der zugehörigen Auseinandersetzung von A. Klotz, RhM 91, 1942, 268ff.; F. Wurzel, *Der Krieg gegen Antonius und Kleopatra in der augusteischen Dichtung*, Diss. Heidelberg 1941 [s. a. Herm. 73, 1938, 361ff.]; unter den älteren Arbeiten fehlt etwa F. Münzer, *Die Quelle des Tacitus für die Germanenkriege:* Bonner Jbb 104, 1899, 67ff.). Ein entsprechendes, aber sehr viel knapperes Hilfsmittel für die deutschen Schulen sind die Literaturzusammenstellungen von F. Borst und O. Haas zu Caesar, Livius, Cato, Sallust: Gy 50, 1939, 130ff., zu Cicero, Vergil, dem Monumentum Ancyranum: ebd. 207ff., zu Horaz und Tacitus: ebd. 51, 1940, 82ff. Nicht recht geglückt ist der im Jahr 1932 von der Arbeitsgemeinschaft der Altphilologen Österreichs herausgegebene *Literarische Wegweiser für den altsprachlichen Unterricht* (Baden b. Wien, Rud. M. Rohrer).

[127] A. Rostagni, *La letteratura di Roma repubblicana ed augustea*, Bologna, L. Capelli, 1939 (= *Storia di Roma* [s. o. Anm. 55] Bd. 24), mit nützlicher Literaturübersicht im Anhang und willkommenen Abbildungen; besprochen von E. Bickel, NGG 1941, 71f. Vier Jahre vor Rostagnis Werk war die *Storia della letteratura latina* von N. Terzaghi erschienen (2 Bde., Turin 1935/36), die unter Verzicht auf Literaturangaben eine zuverlässige, flüssige Darstellung bietet. Während des Krieges begann die breit angelegte *Storia della letteratura latina* von E. Bignone zu erscheinen (Florenz, Sansoni; 1: 1942*; 2: 1945*).

dem seltsam zersplitterten, aber immer geistreichen von E. Bickel[128], wird das Schrifttum der Römer, so sehr seine Formung durch das wirksame Vorbild der Griechen anerkannt wird, doch wieder vor allem als Ausdruck des römischen Volksgeistes gewürdigt. Daß die Würdigung, so wie es geschehen ist, hat vollzogen werden können, wird zu einem wesentlichen Teil der Arbeit verdankt, auf die wir in diesen beiden Stunden zurückgeblickt haben. An uns aber wird es liegen, die Auffassungen, die bisher gewonnen sind, in unablässiger, wachsamer Prüfung ihrer Grundlagen zu sichern, zu berichtigen und zu mehren, – nicht um der anonymen 'Philologie', sondern um unser selbst willen, die wir uns durch unsere Arbeit bilden und uns durch neue Einsichten innerlich bereichern. Welche Fragen jeder einzelne behandelt, sollte sich vor allem aus seinem eigenen Erkenntnistrieb und aus seiner eigenen Unruhe ergeben, die ihn zur freien Forschung drängt, und wenn wir selbst in der Ankündigung unseres Vortrages nach der Rückschau noch einen Ausblick versprochen haben, so wäre es doch vermessen, über die vorhin gegebenen Andeutungen hinaus die Richtung der künftigen Forschung irgendwie bestimmen zu wollen. Immerhin darf vielleicht so viel gesagt werden, daß nach den zahlreichen Untersuchungen über das Wesen des Römertums und die Selbstauffassung der Römer insgesamt nun auch die Selbstauffassung der einzelnen Römer stärkere Beachtung verdiente. Daß es beispielsweise über die Selbstauffassung Ciceros und über sein Verhältnis zu seinen eigenen Leistungen keine Untersuchung gibt (wem ist bekannt, daß Cicero wiederholt erklärt, er habe vor jedem Auftreten Ängste, – und wer weiß, daß diese Aussage ein Topos ist, der sich bis zu Libanios hin verfolgen läßt?[129]) und daß man zu Augustins Confessiones noch nie die zahlreichen anderen Äußerungen seines Selbstverständnisses herangezogen hat, ist ein

---

[128] E. Bickel, *Lehrbuch der Geschichte der römischen Literatur* (= Bibl. d. klass. Alt.wiss. hgb. v. J. Geffcken 8), Heidelberg, Winter, 1937; s. dazu Bickel, *Das Problem der römischen Literaturgeschichte:* Gy 50, 1939, 30ff. – Ein besonders faßliches, aber doch gelehrtes Unterrichtswerk ist das *Handboek der latijnsche letterkunde van de oudeste tijden tot het optreden van Cicero* von J. P. Enk, Zutphen, W. J. Thieme, 1, 1928; 2, 1. 2: 1937.

[129] Cicero div. in Caecil. 41 *ita mihi deos velim propitios ut, cum illius mihi temporis venit in mentem quo die citato reo mihi dicendum sit, non solum commoveor animo, sed etiam toto corpore perhorresco*; in Verr. 1, 3 *equidem ... numquam ... neque tantum periculum adire mihi visus sum neque tanto opere pertimui ut nunc in ipso iudicio;* pro Cluent. 51 *semper equidem magno cum metu incipio dicere; quotienscumque dico, totiens mihi videor in iudicium venire non ingeni solum, sed etiam virtutis atque officii ... tum vero ita sum perturbatus ut omnia timerem, si nihil dixissem, ne infantissimus, si multa in eiusmodi causa dixissem, ne impudentissimus existimarer;* pro rege Deiot. 1 *cum in omnibus causis gravioribus ... initio dicendi commoveri soleam vehementius quam videtur vel usus vel aetas mea postulare, tum in hac causa ita multa me perturbant, ut, quantum mea fides studi mihi adferat .., tantum facultatis timor detrahat;* de orat. 1, 119 (Worte des Crassus) *mihi, etiam qui optime dicunt quique id facillime atque ornatissime facere possunt, tamen, nisi timide ad dicendum accedunt et in exordienda oratione perturbantur, paene impudentes videntur ... ut enim quisque optime dicit, ita maxime dicendi difficultatem variosque eventus orationis exspectationemque hominum pertimescit ... equidem et in vobis animadvertere soleo et in me ipso saepissime experior, ut exalbescam in principiis dicendi et tota mente atque artubus omnibus contremiscam;* nach solchen Stellen Fufius Calenus in der Rede gegen Cicero bei Dio Cass. 46, 7, 2. – Quintil. 12, 5, 4 *neque ego rursus nolo eum qui sit dicturus et sollicitum surgere et colore mutari et periculum intellegere: quae si non accident, etiam simulanda erunt*; vgl. Liban. or. 11, 191, vol. 1, p. 502, 6 Förster (dazu demnächst Peter Wolf in seiner noch ungedruckten Basler Dissertation über Libanios); s. auch Sen. epist. 11, 2.

spürbarer Mangel. Auch bei den Ordnungen und Einrichtungen, von denen so viele Schriften handeln, sollten wir die Menschen nicht vergessen, die in diesen Ordnungen und Einrichtungen gelebt haben: was in der Wirtschaft der Kaufmann, in der Schule der Lehrer, in der Heilkunst der Arzt[130] zu bedeuten hatte, wäre wohl wichtig zu erfahren. Wenn wir so ganz allgemein vor den Taten die Gedanken und vor den Einrichtungen die Menschen mit ihrem Fühlen und Wollen, ihrem Streben und Wirken, ihrem Planen und Gestalten betrachten, dürfen wir vielleicht auch hoffen, unsere eigene Arbeit auf die menschlichste, der wahren Bildung am besten dienende Weise zu betreiben.

---

[130] Vgl. W. Müri, *Arzt und Patient bei Hippokrates:* Beilage z. Jahresbericht d. Städt. Gymnasiums in Bern 1936; *Der Arzt im Altertum. Griechische und lateinische Quellenstücke mit der Übertragung ins Deutsche*, München, Heimeran 1938. A. W. Persson, *Iatros och Medicus:* Lychnos 1940, 166ff. (deutsche Inhaltsangabe 199).

* Nachtrag: Unmittelbar vor dem Abschluß der Druckberichtigung erhalte ich aus Florenz von G. Pasquali die umgehend erteilte Antwort auf meine leider zu spät an ihn gerichtete Bitte, die oben S. 193 wiedergegebene Stelle des Codex Mediceus in der Handschrift für mich nachzuprüfen. Die Auskunft auf meine verschiedenen Fragen lautet: «1. Die drei Linien sind alle von einer Hand, wie die gleiche Dicke der Züge und die gleiche Tinte beweist. Daß die erste Linie von einer anderen Hand stammt, ist ganz ausgeschlossen. 2. Alle drei Linien sind von einer anderen Hand als der Text, da die Tinte jener noch rötlicher ist. Daß diese Hand dieselbe ist, die die vorhumanistischen Interlinearglossen geschrieben hat, ist möglich, da die Tinte dieselbe ist.» Für diese wertvolle Mitteilung, die oben S. 193f. gerade noch benutzt werden konnte, sei dem verehrten Freunde, der bei der Untersuchung der Handschrift in liebenswürdiger Weise von der Direktorin der Laurentiana, Frau Teresa Lodi, unterstützt wurde, hier auch öffentlich der herzlichste Dank ausgesprochen. Da nun feststeht, daß alle drei Verbindungslinien von derselben Hand stammen, scheint es zunächst besonders schwer zu sein, eine Erklärung dafür zu finden, daß auf die obere Linie, die unzweifelhaft eine richtige Verbindung herstellt, die beiden unteren Linien folgen, die offenkundig ganz falsche und durchaus unverständliche Zusammenhänge schaffen. Vielleicht wird man annehmen dürfen, daß in der Vorlage des Korrektors (die wohl dieselbe war wie die des Schreibers) die drei jetzt getrennten Linien eine einzige Schlangenlinie gebildet haben, welche in kräftigem Zuge durch mehrere Zeilen des nach oben hin anzuschließenden Textes hindurchlief.

Bücherbesprechungen

Felix Heinimann: **Nomos und Physis.** Herkunft und Bedeutung einer Antithese im griechischen Denken des 5. Jahrhunderts. Verlag F. Reinhardt. Basel 1945.

Der Gegenstand dieses sachlich wie methodisch gleich hervorragenden Buches ist jene Antithese, die seit jeher mit Recht als eine der eigentümlichsten und einflußreichsten Prägungen der Sophistik gegolten hat. Denn mit der Herausarbeitung des Gegensatzes zwischen beliebiger Konvention und normschaffender Natur wird die gesamte Reflexion über den Menschen entscheidend abgetrennt von den gegebenen geschichtlichen Überlieferungen und hineingestellt in einen Raum geschichtsloser, wissenschaftlich zu begründender Richtigkeit. Welches sind die Voraussetzungen dieser Antithese, wo entsteht sie und wie entwickelt sie sich im 5. Jahrhundert? Diese Fragen sucht das Buch zu beantworten. Als Gesamtresultat ergibt sich das Seltsame, daß wir die Vorgeschichte und die spätere Entwicklung der Antithese sehr wohl zu verfolgen vermögen, daß es aber nicht gelingt, den Schöpfer der Antithese selber zu bestimmen. Gerade dieser zentrale Punkt bleibt dunkel, ein eindrückliches Zeugnis dafür, wie viel wir mit dem fast völligen Untergang der Werke der großen Sophisten des 5. Jahrhunderts verloren haben.

In vier klar gegliederten Etappen schreitet die Untersuchung voran. Zuerst werden die medizinisch-ethnographischen Texte interpretiert, in denen das Begriffspaar Nomos-Physis zum ersten Male, und zwar keineswegs als Antithese, auftritt. Hier dient es «der sachlichen Beantwortung der Frage nach der Ursache der Verschiedenheit der Völker» (S. 28); durch das Zusammenwirken von gegebener Natur und formender Sitte bilden sich deren jeweilige Eigentümlichkeiten. Leider verwischt der Verfasser dieses klare Ergebnis selber ein wenig, indem er jenen Gebrauch des Begriffspaares zurückführt auf das griechische Nationalgefühl, auf das Erlebnis des Unterschieds von Griechen und Barbaren im Perserkrieg (bsd. S. 39). Nach den Texten dürfte die Lage eher umgekehrt sein: in der Fülle des ethnologischen Beobachtungsmaterials stellt der Gegensatz von Griechen und Asiaten nur einen in einer bestimmten Situation aktuell gewordenen Sonderfall dar, an dem sich das Begriffspaar bewährt.

In einem zweiten Kapitel werden drei Antithesen besprochen, die als Vorstufen der Antithese von Physis und Nomos gelten dürfen: Wort und Tat, Benennung und Wirklichkeit, Schein und Sein.

In der dritten Etappe kommen die Begriffe Nomos und Physis je für sich zur Behandlung, beide letztlich im Hinblick auf ihre antithetische Verwendung im 5. Jahrhundert. So wird bei Nomos gewissermaßen der Weg «abwärts» verfolgt, von der gesteigertsten Bedeutung als absolutes Gesetz bis hinab zur Verwendung des Wortes für das beliebig Herkömmliche. Am höchsten erscheint der Nomos bei Heraklit und Pindar gewertet. Ob hier wirklich, wie der Verf. vermutet, orphische Theologeme im Hintergrund stehen, dürfte bezweifelt werden können. Das berühmte Pindarfragment 169 Schr. wirkt trotz seiner Sprache im Grunde keineswegs «orphisch», sondern eher als ein *ζήτημα* von schon fast sophistischem Charakter. Und hinter dem Begriff «König Nomos» steht unter anderem auch der wichtige, vom Verfasser nicht ganz hinreichend herausgearbeitete Gedanke, daß bei den Hellenen der Nomos den Platz einnimmt, den bei den Barbaren der Monarch hat (der Satz, daß der König ein *νόμος ἔμψυχος* sei, ist das Gegenstück dazu). Dieser Gedanke hat allerdings mit dem Paare Nomos-Physis überhaupt nichts zu tun, sondern gehört in den Zusammenhang der griechischen «Staatsphilosophie». Beim Begriff Physis wiederum wird gewissermaßen der Weg «aufwärts» verfolgt von der Bedeutung «Entstehung, Herkunft», die es noch bei Parmenides hat, bis zur Erhebung zum Begriff der souveränen Allnatur. Dieser tritt freilich erst am Ende des 5. Jahrhunderts auf.

In einem letzten Teile endlich wird die klassische Antithese zwischen Nomos und Physis selber verfolgt. Hier zeigt sich (was schon bemerkt wurde), daß wir ihren Ursprungsort nicht mit Sicherheit bestimmen können. Archelaos ist eine zu problematische Figur, als daß wir den Texten, die ihm die Antithese zuschreiben, ganz Glauben schenken dürften. Bei Antiphon und Hippias ist die Antithese zwar gut bezeugt, aber es fällt schwer, diese eher zweitrangigen Gestalten zu Schöpfern eines so einflußreichen Gedankens zu stempeln. Andererseits scheint der größte der Sophisten, Protagoras, aus sachlichen Gründen außer Betracht zu fallen. Wohl lehrt er die Relativität von Gerecht und Ungerecht, also des

jeweiligen Nomos. Aber dem steht kein Absolutum im Sinne der Antithese gegenüber. Nicht daß es überhaupt kein Absolutum für Protagoras gäbe: man könnte im Gegenteil noch schärfer als es der Verfasser tut, der Relativität von Gut-Schlecht, Gerecht-Ungerecht usw. die Absolutheit von Zuträglichem und Abträglichem gegenüberstellen. Jede vorhandene Meinung über die Gerechtigkeit ist gültig, aber nicht jede Meinung ist für das Gedeihen der Gemeinschaft gleich zuträglich. Der Antithese Nomos-Physis kommt dies ohne Zweifel äußerst nahe. Aber es ist, mindestens den uns vorhandenen Texten nach, nicht dasselbe. Vor allem fehlt bei Protagoras die aufklärerisch radikale Entwertung des Nomos.

Was sich sagen läßt, ist nur dies, daß die Überwindung der Nomoi durch die normgebende Physis entscheidend angebahnt ist von der ionischen Naturwisssenschaft und Medizin. Die Medizin stellt die Frage nach den Lebensformen und Lebensbedingungen des normalen Körpers im Gegensatz zu den vielerlei Anomalitäten, die verunstaltend dazukommen können. Dieser Gedanke wird irgendwann einmal zum archimedischen Punkte, von dem aus das ganze Gebäude der geschichtlich gewordenen Sitte aus den Angeln gehoben wird. Die Physis rechtfertigt, was der Nomos einzudämmen versucht: die Hedone und die Pleonexia vor allem. Stärker noch als es beim Verf. geschieht, könnte darauf hingewiesen werden, daß sich aus diesem Gedanken eine ganz ungemein folgenreiche Beweismethode entwickelt. Der Rekurs auf die Physis wird konkret zur Beobachtung dessen, was man als «Naturzustand» des Lebewesens zu erkennen glaubt, etwa am Tier oder am kleinen Kinde. Sowohl die Lustethik wie auch die Ethik der Pleonexia sind aufgebaut auf Beobachtungen am Tiere als an dem Wesen, das die Physis rein repräsentiert. Dieser Gedankengang ist bekanntlich so erdrückend einflußreich geworden, daß in gewaltsamster Weise noch die aristotelische Ethik der Theoria und die stoische Ethik der Arete sich ihm hat anbequemen müssen. Zum Abschluß überblickt der Verfasser die Anwendungen der Antithese in Kulturentstehungslehre, Erkenntnislehre und Sprachphilosophie und weist anhand einiger Einzelinterpretationen auf die schon am Ende des 5. Jahrhunderts anhebende Umdeutung der Antithese hin. Der Anhang endlich bringt einige ergänzende Untersuchungen zu Charakter und Chronologie der Schriften *π. ἀέρων ὑδάτων τόπων* und *π. ἱρῆς νούσου*.

Das an Einzelergebnissen und Anregungen ungewöhnlich reiche Buch darf ohne Zweifel zu den hervorragendsten Leistungen der Altertumswissenschaft in der Schweiz während des Krieges gezählt werden. O. G.

Roland G. Kent: **The Forms of Latin.** A descriptive and historical morphology. Baltimore (Maryland), Waverly Press 1946. 159 S.

Seiner lateinischen Lautlehre (The Sounds of Latin, 1932, 3. Aufl. 1945) läßt nunmehr Kent eine Formenlehre folgen; der Anschluß ist schon äußerlich durch die Weiterzählung der Paragraphen gekennzeichnet, und auch die ganze Art der Darstellung ist natürlich in beiden Teilen dieselbe. In englischer Sprache gab es, wie Kent in der Vorrede sagt, bisher keine passende lateinische Formenlehre für klassische Philologen; die vorhandenen seien entweder veraltet oder zu knapp. Das deutsche Sprachgebiet war allerdings besser dran: für diejenigen klassischen Philologen, die in allzugroßer Bescheidung die in «ihrem» Handbuch erschienene Darstellung von Stolz-Leumann (1928) zu «hoch» fanden, war durch Niedermann (1907) und Ernout-Meltzer (1913, 2./3. Aufl. 1920), durch Sommer (2. Aufl. 1914) und durch Kieckers (1930/31) reichlich gesorgt. Heutzutage allerdings, wo das reichsdeutsche Buch sozusagen verschwunden ist und nicht so bald wieder seine alte Bedeutung gewinnen wird, muß der Deutschsprachige mehr als bisher auch die fremdsprachigen Lehrbücher heranziehen.

Nach Inhalt, Behandlungsart und Zuverlässigkeit ist Kents Formenlehre etwa den genannten Werken von Ernout, Sommer und Kieckers gleichzustellen. Nur kommt bei ihm mehr der amerikanische Typus: rein sachliche Darbietung des mehr oder weniger allgemein Anerkannten mit starker Zurückstellung der wissenschaftlichen Diskussion über umstrittene Einzelheiten oder Gesamtauffassungen, zur Geltung. So ist z. B. das Problem, ob es indogermanische *iē*-Stämme gegeben hat, bei der lat. 5. Dekl. nur schwach angedeutet, die wichtigen Arbeiten von Sommer (Sächs. Abh. 30, Heft 4) und Pedersen (La cinquième décl. lat. 1926) nicht erwähnt. Leider teilt das Buch von Kent mit den genannten parallelen deutschen auch das Fehlen der nominalen Wortbildungslehre; er rechtfertigt es mit der Notwendigkeit der Platzersparnis und mit dem Hinweis auf die vorzügliche Darstellung bei Leumann. Der leidige Zustand, daß die Wortbildungslehre zwischen der Laut- und Formenlehre einerseits und der Syntax andererseits in der Versenkung verschwindet, während sie doch gerade für die Philologen besonders wichtig wäre, soll also fortdauern!

An Einzelkritik ließe sich natürlich das und jenes beibringen. Hier nur weniges im Sinne eines Wunsches für eine zweite Auflage: S. 9 vermisse ich in der Bibliographie die noch heute

sehr brauchbare erste sprachwissenschaftliche Grammatik des Lateinischen: W. M. Lindsay, The Latin Language, 1894; deutsch von H. Nohl 1897. S. 25 § 214: daß die Subst. auf *-iā-* ursprünglich im Nom. Sg. auf *-iə* ausgingen, wird schwerlich jemandem einleuchten (vgl. auch S. 52 § 288 A. 1). S. 57 § 302: *minus* soll aus *minuos* (*s*-Stamm) entstanden sein; warum diese seltsame Bildung konstruieren, statt bei dem Stamm *minu-* (*μινυ- minu-ō*) zu bleiben? S. 58 § 302 A. 1: *ἡδίων* kann unmöglich direkt mit dem altind. *svādīyān* gleichgesetzt werden. S. 63 § 308 wird das *enos* des Arvallieds als *ēn nōs* "here we are!" oder als Akk. *nōs* mit dem *e-* von *ego* erklärt; wie kann das *e-* vom Nom. Sg. auf den Akk. Pl. springen, ohne daß von einem **eme* oder Nom. **enōs* eine Spur zu finden ist? Kent hätte wohl anders geschrieben, wenn ihm das Buch von Ed. Norden, Aus römischen Priesterbüchern (1939), wo S. 118ff. *ē nōs Larēs* überzeugend mit *ē-castor* und *per tē, ere, obsecro deos immortales* verglichen wird, hätte zu Gesicht kommen können. S. 104 § 376: die Behandlung des sog. Injunktivs ist unbefriedigend; Herleitung aus dem Verbot mit *mē* und der Augmentform und fälschlicher Herüberziehung und Verschmelzung des Augments mit dem *mē* ist höchst unwahrscheinlich: das Obligatorium des Augments ist doch viel jünger als der schon im Indog. zurückgehende Injunktiv! Die Auffassung der französischen Schule von der ursprünglichen Funktion des Inj. (s. Schwyzer, Griech. Gramm. 1, 645, Zusatz 2) hätte wenigstens Erwähnung und gründliche Überlegung verdient.

Aber im ganzen ist das Buch von Kent eine sorgfältige Darstellung des Tatbestandes und ein guter Durchschnitt durch die wissenschaftlichen Bearbeitungen. Freilich kann und will es das Werk von Stolz-Leumann, wo die volle Kritik der wissenschaftlichen Problemlage zu ihrem Recht kommt, nicht ersetzen; hoffen wir, daß die in Angriff genommene Neubearbeitung dieses unentbehrlichen Werks rasch vorwärts schreite! A. Debrunner.

Reinhold Strömberg: **Greek Prefix Studies.** On the use of adjective particles. (Göteborgs Högskolas Årsskrift LII, 1946, 3.) Göteborg, Elanders Boktryckeri 1946. 204 S. 30 Kr.

Der Titel dieses Buches bedarf der Präzisierung: unter «Prefix» sind diejenigen Indeklinabilia zu verstehen, die in der indog. Grundsprache Adverbien lokaler Bedeutung waren, in den einzelnen indog. Sprachen aber meist nur als Präpositionen (d. h. in näherer Verbindung mit Kasusformen) und als Präverbien (d. h. in näherer Verbindung mit Verbalformen) dienen. Mit «adjective particles» meint der Verf. offenbar dasselbe (was ungewöhnlich ist).

Die Präverbien werden im Griechischen normalerweise nur mit Verbalformen (mit Einschluß der Infinitive, Partizipien, Verbaladjektive) sowie mit nicht in das Verbalsystem eingeordneten Verbalnomina (z. B. *πρό-δοσις, προ-δότης, πρός-φυξ, κάτ-οχος, κατ-ηρεφής*) verbunden. Es gibt aber auch mehrere Typen von Komposita, wo das Gesamtwort, dessen erstes Glied ein solches altes Lokaladverb ist, ein nichtverbales Adjektiv ist; die bekanntesten und im allgemeinen am leichtesten erkennbaren dieser Typen sind: 1. Possessivkomposita wie *ἔν-θεος* «in sich Gott (habend), gotterfüllt», 2. Hypostasierungen präpositionaler Wendungen wie *ἀγχί-αλος* «nahe am Meer (befindlich)», auch mit *-ιος* erweitert, z. B. *παρα-θαλασσ-ιος* «am Meer (gelegen)». Schwieriger zu erkennen und abzugrenzen sind zwei andere Typen: 3. Rückbildungen von Adjektiven aus zusammengesetzten Verben, z. B. *ἀπ-ελεύθερος* «Freigelassener» aus *ἀπ-ελευθεροῦν* «freilassen», 4. Nachbildungen des Typus 1., aber mit reinen, nichtverbalen Adjektiven, z. B. *περί-πικρος* «sehr bitter» aus *περί* und *πικρός* etwa nach Mustern wie *περι-καλλής* «sehr schön» (ursprünglich «in hohem Maße [*πέρι*] Schönheit [*κάλλος*] besitzend») oder *περί-λυπος* (*λύπη*).

Diese bekannten Dinge mußten vorausgeschickt werden, um den Ort bezeichnen zu können, wo das Buch von Strömberg hingehört. Es behandelt in der Hauptsache nur die Typen 3. und 4.; auf die andern wird nur insoweit zurückgegriffen, als sie für diese beiden hilfreich sind. Eine weitere Beschränkung liegt darin, daß die Einzelbehandlung (S. 23–132) nur *ἀπο-, ἐκ-* (man sollte doch endlich allgemein statt dieser sekundären Form die primäre *ἐξ-* als Musterform ansetzen!) *ἐπι-, ἐν-* umfaßt; die Einleitung (S. 7–22) und die Schlußfolgerungen (S. 133–163) ziehen allerdings auch die andern Typen und die Bildungen mit andern Adverbien heran. Die Aufgabe des Verf. ist dabei die genaue Untersuchung einer Reihe von schwer oder sehr schwer deutbaren Einzelwörtern. Er ist sich dieser Schwierigkeiten durchaus bewußt, und es gelingt ihm in vielen Fällen, diese zu überwinden. Es geht nicht etwa nur um die Einordnung der einzelnen Wörter in die Wortbildungsgeschichte und in das Schema der Typen, sondern ebensosehr um die genaue Erfassung des Wortsinns; insbesondere ist darauf geachtet, inwieweit die oft behauptete Verblassung des Präfixes zu bloß verstärkender oder abschwächender Bedeutung oder gar zur Bedeutungslosigkeit anzunehmen ist. Die Philologen werden also gut tun, wenn sie sich mit Strömbergs Betrachtungsweise und mit seinen Einzeldeutungen vertraut machen.

Der Verf. glaubt den genannten Typen einen weiteren zufügen zu können. Es gibt einige wenige verbale «Kompositionsableitungen» (um den Ausdruck von E. Risch, Mus. Helv. 2, 17 aufzunehmen; ein allgemein angenommener Ausdruck besteht nicht) mit Lokaladverb als Vorderglied: z. B. *ἐν-ωτ-ίζεσθαι* «sich zu Ohren nehmen» (sozusagen «einohren») oder *περι-αχυρ-ίζειν* «rings enthülsen». Str. will nun eine Reihe von Adjektiven entsprechend erklären. Z. B. hom. *καταρριγηλός* sei aus *κατα* + *ριγ(ριγεῖν)* + *ηλο-*, ja sogar hom. *ἔκ-δηλος* aus *ἐκ* + *δεα* + *λος* entstanden (S. 130). Ich möchte eine etwas andere Auffassung vorschlagen: neben *ἔκ-δηλος* kennt Homer auch *ἀρί-δηλος*; nun kommt aber *ἀρι-* sonst bei Homer nur vor Verbaladjektiven auf *-τος* vor (*ἀρί-γνωτος*, *-δείκετος*), also ist auch *δῆλος* als verbales Adjektiv empfunden worden, und deshalb ist die Bildung *ἔκ-δηλος* möglich gewesen! Dasselbe gilt dann auch für *καταρριγηλός* u. a. Ich will damit nur zeigen, daß eine weitere Durcharbeitung dieser schwierigen Kompositionstypen nötig ist und weitere Erfolge verspricht. A. Debrunner.

Ernst Gegenschatz: **Platons Atlantis.** Ernst Lang, Zürich 1943.

Auf den knapp 60 Seiten dieses Büchleins wird ein gescheiter und in manchen Punkten fördernder Versuch unternommen, dem Rätsel der platonischen Atlantisdichtung näher zu kommen. Mit sicherer Methode werden eine Reihe von Vorfragen behandelt, deren Beantwortung für das Verständnis des Textes unerläßlich ist. Allerdings hätte sinnvollerweise ein Kommentar dieses Textes selber folgen müssen, in welchem sich die gegebenen Grundlinien zu bewähren hätten. Daß ein solcher Kommentar nicht kommt, ist eine Lücke, die man mit Bedauern vermerkt.

Sehr klar werden die folgenden Punkte herausgearbeitet: Kritias und Timaios bilden eine unlösbare Einheit; die Erzählung des Timaios wird von derjenigen des Kritias geradezu eingerahmt. Das eine wie das andere ist ein *εἰκὼς λόγος*; denn das *εἰκός* verhält sich zum *ἀληθές* wie das *γιγνόμενον* zum *ὄν*. Darum benutzt Platon gewiß hier wie dort wissenschaftliches Material; aber auf den wissenschaftlichen Charakter dieses Materials kommt es ihm beinahe so wenig an wie dem hellenistischen Poeta doctus (S. 24) – eine Behauptung, die etwas überspitzt ist, in der aber ein richtiger Kern steckt. Ganz rasch überfliegt der Verfasser die bei Platon vorliegenden Anspielungen auf Pythagoreisches, auf Homer und Herodot. Gar nicht berührt wird eine Frage, die wohl Behandlung verdient hätte: wie weit die Rahmenerzählung vom Besuche Solons in Sais auf einer älteren Solonerzählung (Plut. Solon 26 u. a.) – eine Art Gegenstück der Solon-Kroisos-Erzählung – aufgebaut sein mag.

Dann wird gezeigt, daß Ur-Athen wie Atlantis Ausformungen des platonischen Idealstaates sind. Vor allem wird mit Recht Tim. 25 A von der Geographie des Phaidon-Mythos her interpretiert; die Jenseitsmythen im engsten Sinne, die der Verfasser auch heranzieht, stehen allerdings auf einer etwas anderen Ebene. Außerdem kommen zwei weitere Momente beim Verfasser etwas zu kurz: Vom Gedanken des Idealstaates her ist es nicht ganz zu erklären, daß dieser nun gleich in zwei, einander gegenseitig bekämpfenden Varianten auftritt, Ur-Athen und Atlantis; und daß im Bilde von Atlantis auch geographische Spekulationen über ferne, verschollene Wunderländer mitspielen (Ktesias könnte von solchen erzählt haben), ist nicht unbedingt zu leugnen. Im Bestreben, seiner grundsätzlich richtigen These, daß Atlantis ausschließlich «ideenhaft» zu verstehen sei, möglichstes Gewicht zu verleihen, hat der Verfasser das reiche geschichtliche und geographische Material, auf dem Platons Dichtung ruht, ein wenig zu geringschätzig behandelt. Hätte er einen Kommentar beigegeben, so hätte er wohl mehr gerade auf diese trotz allem bedeutsamen Hintergründe eingehen müssen.

Doch das sind nur kleine Schönheitsfehler. Am meisten Bedenken wird man dort haben, wo der Verfasser allgemeine Betrachtungen über die Entstehung und Entwicklung der platonischen Philosophie im Rahmen von Platons Leben einschaltet (S. 25ff.) und wo er Leisegangs Theorie von den Denkformen heranzieht (S. 33ff.), die zwar durchaus etwas Richtiges enthält, aber in der von Leisegang gegebenen Form doch gar zu sehr an der Oberfläche bleibt. Immerhin wird auch dadurch der unzweifelhafte Wert des Büchlein als einer klaren und soliden Einleitung in das Atlantisproblem kaum beeinträchtigt. O. G.

Karl Kerenyi: **Töchter der Sonne.** Betrachtungen über griechische Gottheiten. Rascher-Verlag, Zürich 1944.

Das vorliegende Buch besteht aus zwei Hauptteilen, einem ersten («Der Vater und König»), der sich mit Helios selber beschäftigt, und einem zweiten («Die Suche nach der Königin»), der einige der dem Helioskreis angehörenden weiblichen Gestalten behandelt. Eine Monographie über Helios zu schreiben, wäre eine der schönsten und interessantesten Aufgaben, die sich

ein Historiker der griechischen Religion heute stellen könnte. Helios ist ja ein so eigentümlicher Gott. Allsehend und allsichtbar ist er zu regelmäßigstem Dienste verpflichtet, einer der gegenwärtigsten und gleichzeitig abstraktesten Götter. Er steht dem Göttervater Zeus nahe und dennoch wird gerade von ihm gesagt, daß sein Leben nicht leicht sei wie das der übrigen Götter, sondern mühevoll – ein Gedanke, der von Mimnermos Frg. 10 Diehl an wirkt bis hinab zu Antisthenes bei Dio Chrys. Or. 3, 73ff. Es wäre etwa zu zeigen, wie der Mythos von Helios als dem Herrn der Sonnenländer am Rande der Oikumene in ungewöhnlichem Maße märchenhafte Elemente bewahrt hat. Es wäre ferner darzustellen, wie am heliozentrischen System der Naturphilosophie die Mythologie und Theologie mindestens ebenso stark beteiligt sind wie die Wissenschaft. Es wäre endlich das ungemein wichtige Problem der «Sonnensymbolik» zu verfolgen: das Prooimion des Parmenides und das Sonnengleichnis Platons sind ja nur zwei, allerdings besonders ehrwürdige Glieder in einer sehr langen Kette. Von diesen verschiedenen Perspektiven erfahren wir indessen in dem vorliegenden Buche nicht eben viel. In raschester Folge werden eine bunte Reihe von Aspekten des Helios durchgangen und zu einem Ganzen kombiniert. Als Ausgangspunkt dienen die in Aisch. Cho. 984ff. nebeneinander genannten Attribute, daß Helios «Allsehend» und zugleich «Vater» heißt. Diese aus recht verschiedenen Ursprüngen erwachsenen Attribute werden zur Einheit erhoben in den Sätzen: «Orestes ruft den Helios als Zeugen an. Er beruft sich auf den augenhaften Charakter der Sonne und läßt diesen zugleich im Vatertum verwurzelt erscheinen. Zeuge ist ihm der Zeugende. Das ethische Moment der Zeugenschaft des Sonnengottes hat im Zeugertum eine natürliche Wurzel.» (S. 12) Auf solche Weise läßt sich natürlich alles kombinieren.

Ebenso steht es mit dem zweiten Teile. Wenn gefragt wird, woher es komme, daß gerade so unheimliche Figuren wie Kirke, Medea und Pasiphae in die Familie des Helios gehören, so wird damit in der Tat zwar ein echtes Problem aufgeworfen. Aber es wird sofort wieder rettungslos verwischt und verdorben, wenn zu unserer Überraschung auch Hera und Aphrodite als «Sonnenfrauen» neben die genannten gestellt werden. Es liegt leider in der Natur der Überlieferung über die griechischen Götter, daß bei einiger Textkenntnis (die dem Verfasser in reichem Maße zu Gebote steht) für nahezu jede Hypothese irgendwelche Belege beigebracht werden können. Um so entschiedener muß die Forderung erhoben werden, daß jedes einzelne Zeugnis auf sein Gewicht und seinen Geltungsbereich auf das genaueste geprüft werde. Sonst droht diese ganze Forschung in ein endlos beliebiges Zusammensetzspiel auszuarten. O. G.

Th. Deman: **Le témoignage d'Aristote sur Socrate.** Paris, Société d'Editions „Les belles lettres", 1942. 139 S.

In der klaren Abgrenzung der Aufgabe und in der Sicherheit der Methode darf dies Buch vorbildlich genannt werden. Der Verf. sammelt und interpretiert die Zeugnisse des Aristoteles über Sokrates ohne damit die unendlich schwierigen grundsätzlichen Probleme der Sokratesforschung lösen zu wollen, sondern einfach mit der Absicht, das Material in einer vorsichtigen Bearbeitung vorzulegen. Auch die Literatur ist in allem wünschenswerten Umfange benutzt. Natürlich wird man in dem Urteil über manche Texte verschiedener Meinung sein können. Ich nenne etwa die Zeugnisse aus *περὶ εὐγενείας* über die Bigamie des Sokrates, die man schwerlich weginterpretieren kann und die erst als Spiegelungen verschiedener Motive der Sokratesdichtung einen natürlichen Sinn erhalten (S. 39f.). Oder es sei an den Text über die sokratische Lehre von der *εὐτυχία* erinnert (S. 66f.), der genau besehen schwerlich auf die kurze Stelle des platonischen Euthydemos 279D zurückweist sondern viel mehr auf einen älteren umfassenderen sokratischen Logos, auf den auch der Euthydemos anspielen wird.

Im ganzen aber ist dies Buch ungewöhnlich nützlich. Man möchte nur wünschen, daß in derselben Art einmal sämtliche antike Zeugnisse über Sokrates, soweit sie nicht mit Sicherheit auf einen Sokratiker der ersten Generation zurückgeführt werden können, gesammelt geboten werden könnten. Das Sokratesproblem würde auf diesem Wege mehr gefördert als durch ein halbes Dutzend allgemeiner Darstellungen. O. G.

Karl Kerenyi: **Hermes der Seelenführer.** Das Mythologem vom männlichen Lebensursprung (Albae Vigiliae, Neue Folge, Heft 1). Rhein-Verlag, Zürich 1944.

Die griechische Religion, so wie wir sie fassen können, bewegt sich in der Polarität zwischen einer Fülle von Äußerungen kultisch gelebten Glaubens und einer Welt freiesten, buntesten Spieles der Dichter. Wer dieser Religion gerecht werden will, muß vor allem die einzelnen Zeugnisse nach Gehalt und Gewicht sorgfältig zu sondern verstehen. Wenn

das nicht geschieht, wenn also Glaube und Dichtung, Griechisches und Vorgriechisches, lokal gebundene Volksreligion und panhellenische «Hochreligion» (die immer schon stilisiert ist) auf einer Ebene nebeneinander gestellt und kombiniert werden, dann ist das Resultat ein uferloser Synkretismus, in dem alle festen Konturen sich in flimmernde Nebel auflösen. Das vorliegende Buch ist dieser Gefahr nicht entgangen. Es fehlt nicht an Wissen und guten Gedanken. Aber bewaffnet mit recht fragwürdigen psychologisch-philosophischen Voraussetzungen und einer hemmungslosen Kombinierfreude reißt uns der Verfasser schon nach wenigen Seiten in einen Wirbel von immer neuen und neuen Aspekten des Gottes, den er darstellen will, bis wir schließlich das Einmalige und Besondere, das sich in dem Gotte ausspricht, völlig aus den Augen verlieren. Dabei wäre es unstreitig eine besonders dankbare Aufgabe gewesen, die Eigenart des griechischen Hermes herauszuarbeiten. Ist doch keiner unter den großen Göttern so betont unpathetisch und unheroisch wie er, ein so kluger Helfer in allen Lagen, in denen der Mensch in einem ganz nüchternen Sinne Glück haben muß. Dies kommt aber in dem Buche viel zu wenig zur Geltung. Es kommt schon darum nicht zur Geltung, weil der Verfasser so verzweifelt humorlos ist. Mit sakraler Gebärde, mit immer wiederholter Anrufung des «Titanischen» kommt man einem Gotte wie Hermes am allerwenigsten nahe. Was soll man denken, wenn die Szene des Hermeshymnus, in der Hermes die Schildkröte fängt (v. 28ff.) folgendermaßen kommentiert wird: «Die Ironie seiner Worte (sc. des Hermes) entquillt aus seiner Göttlichkeit und ist ebenso unbarmherzig wie das Sein selbst. Sie gründet sich auf das Durchschauen. Durchschauen ist göttlich. Die griechische Tragödie bietet ihrem Zuschauer einen göttlichen Standpunkt, indem sie ihn solchen Durchschauens teilhaftig macht. Er sieht da im König den schandbefleckten Flüchtling, während dieser noch herrscht und richtet. Ebenso durchschaut Hermes die Schildkröte» (S. 35).

Man versteht, weshalb der Verfasser in dem ganzen Buche Wilamowitz nur ein einziges Mal zitiert. Aber es ist schade um das reiche Wissen, über das er ohne Zweifel verfügt. O. G.

I. M. Bochenski: **La logique de Théophraste.** Collectanea Friburgensia Fasc. XXXII, Fribourg 1947. 138 S.

Die Philosophie des Aristotelesschülers Theophrast hat in den letzten Jahren immer mehr Beachtung gefunden und dies mit Recht. Denn die Antike hat seine Schriften als ebenbürtige Ergänzung zu denjenigen des Aristoteles selber geschätzt; ferner ist sein Werk das unentbehrliche Mittelglied in der so überaus wichtigen Entwicklung von Aristoteles zur Stoa, und schließlich besteht begründete Aussicht, daß es noch bedeutend besser wird rekonstruiert werden können, als es bisher durch Schneider und Wimmer geschah.

So wird man es doppelt begrüßen, wenn nun eine ausgezeichnete, aus den antiken Quellen selber (besonders den Aristoteleskommentaren) schöpfende Arbeit neue Erkenntnisse zur Logik Theophrasts bietet. Sie zeigt gerade, wieviel noch in jenen, trotz vorzüglicher Edition beinahe unbekannt gebliebenen Kommentaren steckt. Vor allem weist sie nach, daß Theophrast zwar an logischer Kraft Aristoteles nachsteht, aber in der Tat als Vorläufer der stoischen Logiker gelten kann, die von B. mit Recht sehr hoch geschätzt werden. Die Arbeit ist freilich nicht einfach zu lesen. Unternimmt sie es doch, die antike Logik mit den Hilfsmitteln der modernen Logistik zu deuten, ein Verfahren, das dem Laien zwar das Verständnis nicht gleich erleichtert, das aber völlig überzeugend wirkt und auch in der Zukunft die schönsten Resultate erhoffen läßt. Auf das Einzelne einzutreten ist hier nicht der Ort. Es ist ein Buch, das für die Interpretation eines Momentes der antiken Philosophiegeschichte, der gerade heute in den Mittelpunkt des Interessses rückt, unentbehrlich ist. O. G.